

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie

Ausgabe 2
Sommersemester 1997



NEUER! BESSER! SELBER!

mgrosz

Bielefelder Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie

INHALT

- 2 IMPRESSUM
3 VORWORT
6 NEUES
FAKULTÄT
8 • Complicate yourself - Ein Interview mit Christof Wehrsig
13 • Die Praxiskontaktgruppe
14 • Dies ist eine Strukturantwort?
19 • Eine Fachkraft schafft Fachschaft kraft gesetzter Ordnung
20 • Übersichtsplan der Kolloquien
- ESSAYS
24 • Michael Kauppert: Ein Quasi-Protokoll
26 • Dietmar Drop, Klaus Amann:
Erster Erfahrungsbericht zum Mentorenprogramm
37 • Tobias Ellenberger: Qualität der Lehre?
41 • Vera Trappmann: Liegt Bielefeld in Babel?
42 • Matthias Groß: Wider die Ächtung des Soziologensjargons!
- AUSWÄRTS
44 • Christina Weber: Dominique Schnapper
zum Thema „Ende der Arbeit“
49 • Monika Wirbel: Leben in einer Kommunalke
51 • Sylke Känner: Praktikumserfahrungen
aus dem „Frauenhaus“ St. Petersburg
55 • Fragebogen: Richard Münch
- ET AL.
58 • Wir tauchen tief ins Archiv
63 AUTOPOESIE

IMPRESSUM

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin an der
Fakultät für Soziologie
Ausgabe 2,
Sommersemester 1997

Redaktion: Matthias Groß, Andrea
Mennicken, Stefan Mosemann, Daniel
Tech, Vera Trappmann, Christina Weber
Schlußredaktion & Layout: Ulf Schönheim
Fotos: Matthias Groß, Stefan Mosemann,
Daniel Tech
Scans & Computermediation:
Christian Külker

Druck: gustav brinkjost KG
Grabenstr. 4
33647 Bielefeld

Zuschriften: *sozusagen* c/o Fachschaft
Soziologie, Universität Bielefeld,
Postfach 100 131, 33501 Bielefeld

Telefon: Matthias Groß, 0521-137758
Stefan Mosemann, 0521-124388
e-mail: stefan.mosemann@post.
uni-bielefeld.de

mgrosz@hrz.uni-bielefeld.de

sozusagen erscheint einmal im Semester.

*Autoren und Förderer beachten bitte unsere
Hinweise auf der vorletzten Seite.*

ZUM GELEIT,

sozusagen.

von *Matthias Groß*

Liebe Leserin, lieber Leser, zum zweiten Mal in diesem Jahr dürfen wir uns freuen; freuen darüber, eine weitere Ausgabe von *sozusagen* in eure Hände gelegt zu haben.

Seit der Titelwahl für dieses Studierendenmagazin sind nicht nur eine Ausgabe, sondern auch einige Spekulationen vergangen. Neben dem nicht enden wollenden Lob und der Flut von Ankündigungen zu Briefen, Artikeln und kritischen Repliken wurde von unseren geneigten Lesern und Leserinnen am häufigsten die Frage nach dem Titelsprung der Zeitung gestellt. 'Sozusagen' als Spott auf das meistgenannte Füllwort der Lehrenden der Fakultät für Soziologie, war der allgemeine Verdacht. Ob wir ihm (sic!) denn nicht zu nahe treten würden mit diesem boshaften Titel, war eine oft gehörte bange Vermutung auf der einen Seite. Daß es wunderbar sei, auf diese Weise Unmut bezüglich soziologischer Rede zu äußern, eine ebenso häufig vermerkte schadenfreudige Zustimmung auf der anderen Seite. Bei vorsichtiger Nachfrage allerdings, wer denn mit 'ihm' gemeint sei, oder wem denn die Schadenfreude gelten könne, fielen dann die verschiedensten Namen und Beschreibungen von Lehrenden beider Ge-

schlechts. Bei genauerer Untersuchung konnten wir dann auch tatsächlich bei nahezu jedem Lehrkörper die 'Sozusagenstrichliste' führen und zu ähnlichen Häufigkeitsauszählungen kommen. So kamen wir zu dem Schluß, daß *Ihr*, unsere Lehrenden, *alle* zu diesem Titel beige-steuert habt, obwohl wir, die Redaktion, uns bei der Titelwahl gar nicht bewußt darüber waren. Dank! Keine Bange, wir werden den Titel nicht ändern, auch wenn unsere 'Strichlisten-V-Männer' und '-Frauen' mittlerweile das Wörtchen *quasi* als Renner ausmachen konnten.

Neben dem Lob, den Ankündigungen und den Vermutungen, nun nochmal zum Sinn und Zweck der Zeitschrift: Dieses Magazin soll ein Forum sein, ein Austauschplatz für Studierende (auch Lehrende) des Faches Soziologie und anderer (benachbarter?) Disziplinen, über Ideen, Seminare, Hausarbeiten, Erfahrungen des Studiums etc. Wir dachten uns: Wenn unsere Lehrenden grundsätzlich schon nicht mehr als „scheinfähig“ zu Hausarbeiten zu vermerken haben, dann interessiert es doch vielleicht andere Studierende, was ihre wertvollen KommilitonInnen so denken, wie und was sie schreiben und warum sie dies so tun.

Um es nicht nur bei dem Denken (und Reden) über andere zu belassen, gehört es natürlich dazu, daß man sich traut zu kritisieren, d.h. daß man seine Kritik in verschriftlichter Form preisgibt, seinen heiligen Namen unter ein Schriftstück zu setzen wagt und es auch ertragen kann, daß ein Kritisierte (oder auch Gelobter) Stellung zu eben jenem Schriftstück nimmt. Es ist oft bemerkt worden, daß im deutschsprachigen Raum das Wort 'Kritik' grundsätzlich als Schimpfwort betrachtet wird. Daß sich unter Studierenden des kritischen Faches Soziologie Kritiklosigkeit aber in Klatsch über KommilitonInnen und Klagen über das ach so schlaife Studium vor und nach Seminaren – in denen meist ebenso kritiklos geschwiegen wurde – erschöpft, ist, vorsichtig ausgedrückt, traurig. Um es kurz zu machen: Jene Traurigkeit sollte mit *sozusagen* etwas aus der sozialen Welt geschafft werden, d.h. Kritik zwischen diesen beiden Deckeln sollte ausdrücklich nicht als persönlicher Angriff betrachtet werden – im Gegenteil. Aber: Versuch möglicherweise gescheitert! Die Repliken auf Aufsätze wurden zwar angekündigt, blieben aber alle aus. Einige Leute schienen zudem während ihrer Schulzeit in Schülerzeitungen nicht zum Zuge gekommen zu sein und wollten dies nun mit ganz moussierenden Beiträgen in *sozusagen* nachholen. Nein, nichts gegen weitere 'Soziologien der Soziologie-

studierenden', auch wenn dies nicht den Kern des Heftes ausmachen sollte. Wer aber eine Schülerzeitung mit spannenden Konzertberichten der nächsten weltbewegenden Ostwestfalencombo oder tollen Bildchen der letzten Soziologenfete haben will, soll eine eigene Zeitung machen. Anders gesagt: *sozusagen* steht und fällt mit seinen Mitmachern, d.h. mit Personen, die mit Lesen *und* Schreiben einen Kommunikationsfluß zu soziologischen Fragestellungen und Problemen zwischen anderen Studierenden schaffen wollen.

Das klang nicht sehr freundlich. Sollte es auch nicht. Deshalb beeile ich mich hinzuzufügen, daß es kurz vor Redaktionsschluß endlich Erfreuliches zu vermelden gab: Es existieren nämlich doch Menschen, die – nach langem Betteln zwar – sich trauten, (irgendwie) zu schreiben. Oben geäußerter Unmut könnte auch damit entkräftet werden, daß die Beiträge von Ausgabe 1 vielleicht zu banal, zu langweilig, zu anspruchsvoll oder zu wenig ansprechend für Euch waren und deshalb Reaktionen letztendlich ausblieben. Möglicherweise braucht es auch eingegrenzte Themen, die dieser Unternehmung etwas mehr Schwung bringen. Die Essays dieser Ausgabe konnten natürlich noch nicht beabsichtigt einer inhaltlichen Richtung zuzuordnen sein – auch wenn Soziologie und Lehre irgendwie überwiegen –, doch schwebt es uns vor, zu einer der nächsten Aus-

gaben ein besonderes (aktuelles) soziologisches Thema auszugeben, zu dem dann Beiträge jeglicher Art (kurz oder lang, wissenschaftlich oder 'aus dem Bauch' oder sonst wie) von Euch, liebe Leser und Leserinnen, erhofft werden. Was haltet ihr von dieser Idee? Themenvorschläge können jederzeit im grauen *sozusa-gen*-Briefkasten auf dem Durchgang von L3 zu T3/U3 oder per E-mail eingereicht werden.

Zu dieser Ausgabe: Nach dem grossen ersten Teil über und um die Fakultät – auch hierzu sind natürlich Repliken und Anregungen erwünscht (z.B. zum Wehrsig-Interview...) – dreht sich der erste Beitrag, den wir unter „Essay“ zu kategorisieren wagten, um die Auslegung eines Kapitels in Bruno Latours Buch *We have never been modern*. Michael Kauppert ließ diesen aus einem Lektürekursprotokoll hervorgehen. Danach wissen Dietmar Drop und Klaus Amann vom Mentorenprogramm zu berichten und Tobias Ellenberger macht plausibel, wie schlecht die Lehre ist und wie gut sie sein könnte. In einem ähnlichen Tenor äußert Vera Trappmann ihren Unmut und fragt, ob Bielefeld bald Babelfeld heißen wird, wogegen der darauffolgende Beitrag eher den Niedergang des Turmbaus zu beklagen scheint.

Von 'auswärts' ließ uns Christina Weber ein Interview mit Dominique

Schnapper zum Ende der Arbeit in Paris zukommen. Dann freuen wir uns über zwei Erlebnisberichte aus St. Petersburg. Monika Wirbel erzählt, wie in St. Petersburg gewöhnlich 'wohngemeinschaftet' wird, und Sylke Känner stellt ihre anschaulichen Erfahrungen aus einem Frauenhaus in St. Peterburg dar.

Wenngleich Studierende unserer Fakultät offensichtlich nicht gerne für uns schrieben, so tat dies doch ein gewisser Richard Münch aus Bamberg. Unseren SoziologInnen-Fragebogen beantwortete er so freundlich und detailliert, daß wir ihm in dieser Ausgabe eine eigene Rubrik einräumen. In seinem Anschreiben bat er außerdem um Werbung bei KommilitonInnen aus Bielefeld, einmal ein Semester – am besten direkt nach dem Grundstudium – in die Universität Bamberg reinzuschnuppern. Vielleicht keine schlechte Idee, bei all dem Unmut, der hier in den Essays zur Bielefelder Lehre (und überhaupt) geäußert wurde (und sei es nur um zu sehen, daß die „Witterung draußen“ auch nicht besser ist?).

Zum Abschluß 'et al.': In den Archiven gab es Einsichtiges zu entdecken, und wir wagten uns, ein schönes Stück Soziologiestudierendengeschichte abzudrucken (Original mit Tippfehlern). So schön wurden vor 13 Jahren Anträge an den AStA formuliert...

Leserbriefe gab es von verschiedenen

sten (akademischen) Richtungen (von Jurist bis Krankenschwester war alles vertreten, SoziologInnen gab es natürlich keine), welche aber (leider) nicht über ein bis zwei Sätze des Lobes hinausgingen. Nein, wir haben uns sehr (!) gefreut und freuen uns immer noch, nur sieht das Abdrucken von Lobesbriefen nach Selbstlob aus, und die Druckkosten sind für Selbstlob (noch) zu teuer. Dieses mal warteten wir noch bis kurz vor Redaktionsschluß auf eine Replik (die dann aus entschuldbaren Gründen ausfallen mußte), jedoch sollten in Zukunft Repliken zu Essays möglichst früh eingereicht werden (jeweils spätestens bis Mitte April und Anfang November), um den Kritisierten eine faire Chance zu geben, zu Repliken Stellung zu nehmen.

Selbst wenn diese Zeitung Gutenberg zum Vorbild hat, ging sie auch unlängst On-Line, d.h. es gibt eine eigene *sozusagen* Homepage. Um Besuch wird gebeten. Adresse: <http://www.fachschaften.uni-bielefeld.de/soziologie/sozusagen/> - Trotzdem: Elektronische Publikationen und Briefe mögen zuerst den gleichen Zweck erfüllen wie auf Papier eingereichte, doch sollte das Forum – wenn es denn noch zustande kommt – weiterhin eine abends-ins-Bett-mitnehm-Atmosphäre beinhalten.

Abschließend was zum AStA: Die letzte Ausgabe wurde „freundlich“

von diesem unterstützt, so dachte ich persönlich zumindest („...die sind ja garnicht so!“). Im AStA-Sitzungsprotokoll vom 22.01.1997 mußten wir dann lesen, daß man sich über unsere „Fachschaftszeitung“ [sic!] mokierte. „Layout und Inhalt entsprechen nicht den bei der Präsentation der Zeitung gemachten Angaben“, hieß es dort. Auf was für eine imaginäre „Präsentation“ bezog sich wohl jener AStA? Um ehrlich zu sein: Wir möchten es lieber gar nicht wissen. Denn außer, daß es sich um eine Studierendenzeitung, mit Beiträgen von Studierenden über soziologische Themen zwecks Ideenaustausch und Diskussion, handeln sollte, war nichts abgesprochen worden. An Layout konnten wir bei Anfrage beim AStA im Sommersemester 1996 noch gar nicht denken, und das vorläufige Inhaltsverzeichnis wurde

ausdrücklich als ‘vorläufig’ präsentiert (wie auch anders, bedenkt man, daß Artikel zu diesem Zeitpunkt nur angekündigt waren). Stellt man nicht in Frage, daß es sich beim Vorliegenden um eine Studierendenzeitung handelt, haben wir uns exzellent an alle Absprachen gehalten.

Zum Glück aber kommen und gehen auch die gemeinen ASten dieser Welt, und wir danken dem neuen AStA für (hoffentlich) wahrhaft freundliche Finanzunterstützung (ohne spätere Gemeinheiten). Dem Bielefelder StadtBlatt danken wir für wiederholte Publicity und der Fakultät für Soziologie für eine finanzielle Spritze. Deshalb auch diesmal wieder: Viel Spaß beim Lesen! Und jetzt neu: Noch mehr Spaß beim Schreiben!



news

Es gibt einen neuen ASTA (Uff!). Auf seiner Sitzung im April hat das Studierendenparlament Katja Sabisch zur ASTA-Vorsitzenden und Peter Schulze zum stellvertretenden ASTA-Vorsitzenden gewählt. Vorsitz und stellvertretender Vorsitz sollen nach einem halben Jahr getauscht werden. Als Finanzreferent ist wie vor zwei Jahren Ralf Brandt (GHG) gewählt worden. Das Sozialreferat wird von Sevim Turan (Aktive Liste), das Referat für Internationalismus von Cigdem Özdemir (Aktive Liste) und das Antifa-Referat von Elif Uzun (Aktive Liste) geleitet. Desweiteren wurde ein Pool-Referat eingerichtet, in dem die Referenten Angelika Spach, Sonja Schilling und Patrick Hennig arbeiten. Wir wünschen viel Erfolg!

Herr Prof. Kohli aus Berlin hat den Ruf an unsere Fakultät nach eingehenden Verhandlungen abgelehnt. Das Ministerium hat inzwischen schon den Zweitplatzierten, Herrn Prof. Blossfeld (Bremen), den Ruf erteilt. Es handelt sich um die C4-Stelle *Allgemeine Soziologie insbesondere Theorie und empirische Analyse von Sozialstrukturen und Wirtschaftssystemen*, die seit der Emeritierung von Herrn Prof. Daheim im April 1995 von Herrn PD Kruse vertreten wird.

Der Karl-Peter-Grotemeyer-Preis ist Ende April auf einer Mitgliederversammlung der Ostwestfälisch-Lippischen Universitätsgesellschaft an Herrn Dr. Matthias Raith aus der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät vergeben worden. Der Preis ist mit DM 5000,- dotiert. Anwesend waren der gegenwärtige Rektor Herr Prof. Rickheit sowie seine beiden Vorgänger, die Herren Professoren Grotemeyer und Skowronek. Herr Raith bedankte sich und wies ausdrücklich daraufhin, daß die Lehre in den verschiedenen Fakultäten nicht vergleichbar sei, er aber das in ihn bewiesene Vertrauen als weitere Motivation auffasse. Als ein Qualitätsmerkmal von (seiner) Lehre bezeichnete er das Offenlassen von Türen. Dies nehme Studierenden die Hemmschwelle, DozentInnen anzusprechen und lasse ihnen die Gänge nicht endlos erscheinen. Aus der Soziologie waren Frau Schaeper und Herr Stichweh vorgeschlagen worden. Eine Zusammenfassung der Vorschläge der Studierendenschaft ist in der Universitätszeitung vom Mai veröffentlicht worden.

Der Preis wird jährlich verliehen.

Die Fakultätskonferenz hat in ihrer letzten Sitzung am 21. Mai 1997 die Berufungsliste für die C4-Professur Sozialwissenschaft beschlossen. Die Liste wird nun dem Senat zur Genehmigung vorgelegt. Gegen die Liste sind allerdings schon zwei Sondervoten angekündigt worden, die diese wohl den weiteren Verlauf des Verfahrens begleiten werden. Insbesondere die Studierendenvertreter der Fachschaft Sozialwissenschaft haben gegen die Liste Bedenken, da sie ihrer Ansicht nach gegen die Interessen der Studierenden des Lehramtsstudienganges Sozialwissenschaft verstößt, für die die Professur in der Lehre tätig sein wird.

Die Verlängerung des Graduiertenkollegs *Markt, Staat, Ethnizität* ist von der DFG leider abgelehnt worden. Graduiertenkollegs bieten die Möglichkeit, sich unter Betreuung und mit finanzieller Unterstützung zu promovieren.

Die neue Diplomprüfungsordnung ist noch nicht in Kraft getreten. Hierzu bedarf es einer Veröffentlichung durch das Ministerium, die noch nicht stattgefunden hat, aber vom Rektor dringlichst erbeten worden ist.

Die Berufungsliste der Zeitprofessur für die Vertretung der C4-Professur von Frau Héritier ist erschöpft. Die beiden Erstplatzierten haben den Ruf abgelehnt, der Drittplazierte hat seine Bewerbung angesichts des Rufes auf eine C3-Professur in Hessen zurückgezogen. Der Dekan hat daraufhin die bisherige Vertreterin der Stelle, Frau Westle, bis 1999 für die weitere Vertretung der Stelle gewinnen können.

Herr Kaufmann ist vom Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg, Herrn Erwin Teufel, in die Zukunftskommission *Gesellschaft 2000* berufen worden. *Herzlichen Glückwunsch!*

In der Fakultät wird zur Zeit ein Sonderforschungsbereich geplant. Sonderforschungsbereiche sind gebündelte Forschungsinteressen, die, in der Regel für einen Zeitraum von fünfzehn Jahren, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) mit Mitteln unterstützt werden. Der geplante Sonderforschungsbereich an unserer Fakultät beschäftigt sich mit *Signaturen der Weltgesellschaft*. Eine Kommission stellte das Konzept im April der DFG in einer Vorbesprechung vor, und die Gutachter äußerten sich offensichtlich positiv zur Konzeption.

Denken

„COMPLICATE YOURSELF!“ (Karl E. Weick)

Ein Interview mit Dr. Christof Wehrsig

geführt von Joachim Rupp

J.R.: Zunächst ist es für unsere Leserschaft sicher von Interesse, die Person Dr. Christoph Wehrsig kennenzulernen. Wie kamst Du denn zur Soziologie?

C.W.: Typisch für meine Studiengeneration ist, daß ich nicht mit Soziologie angefangen habe. Ich habe 1963 in Berlin angefangen, Geschichte zu studieren. Aus der Überlegung heraus, daß der Wirklichkeitsgehalt gegenüber der Philosophie sozusagen härter ist, damit meine ich: dichter an der historischen Wirklichkeit. Soziologie habe ich als Nebenfach angefangen. Faktisch war es dann aber so, daß ich ziemlich rasch Haupt- und Nebenfach getauscht habe; das war im 2.Semester.

J.R.: Also zugunsten des Weicheren, um bei dieser Metapher zu bleiben?

Die Soziologie ist eine Wirklichkeitswissenschaft und buntscheckig.

C.W.: Nein, Nein. Man hatte nach einer Zeit ein genaueres Verständnis von Soziologie, was sie macht, und hat verstanden, um dies auf eine Pathosformel zu bringen: Soziologie ist eine Wirklichkeitswissenschaft!

Von daher war die Soziologie attrak-

tiver im Vergleich zu der damals noch sehr deskriptiven Geschichtsforschung. Es gab insbesondere eine moderne Historiografie zu dieser Zeit noch gar nicht, die auch auf Theorie zurückgreift.

Insbesondere das alte Meinecke-Institut in Berlin war ein Hort konservativer Geschichtsschreibung. In der alten Historiografie war kein Platz für z.B. Mentalitätsgeschichte, wie sie z.B. die Schule der „Annales“ schrieb.

Es war eine Geschichtsschreibung, die auf das politische System und auf politische Heroen geguckt hat. Im Vergleich zur angelsächsischen Tradition war sie also weniger Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Die Soziologie war schlicht buntscheckiger, interessanter und von vorneherein deutlicher theoretisch rekonstruierbar.

J.R.: Für wen hast Du Dich denn rasch begeistern können, wenn Du an die Klassiker der Soziologie denkst?

C.W.: Du meinst Klassiker, die zu dieser Zeit eine Rolle gespielt haben? In diesen Jahren stand die nachholende Rezeption der amerikanischen Soziologie im Vordergrund. Das war sozusagen der Referenzrahmen. Das hieß vor allem Parsons und die Chi-

cago-School. Es gab hier in Berlin einen geistesgeschichtlichen Hintergrund. Hierzu waren Hegel, Marx und Freud große Referenzfiguren, also sozusagen eher vorsoziologische Theoretiker.

J.R.: Hast Du denn in dieser Zeit gemerkt, daß Dich die Frage der Organisation von Menschen interessiert, um nun den Bogen zur Organisationssoziologie zu schlagen?

C.W.: Organisationssoziologie war für mich zu dieser Zeit kein Thema. Ich bin zu dieser Zeit auf die kritische Theorie gestoßen, die ja in einem gewissen Gegensatz zur amerikanischen Soziologie stand.

Deswegen bin ich dann nach Frankfurt gegangen, um mir dort Horkheimer und Adorno anzusehen, die damals noch lehrten. Das war während meines Hauptstudiums.

J.R.: War dies für Dich eine Möglichkeit, Dich an der Theorie Parsons' abzuarbeiten? Oder hast Du frühzeitig Parsons beiseite gelegt? Fehlten Dir bei ihm „kritische Momente“?

C.W.: Gegenüber der kritischen Theorie, die ja auch immer eine emphatische Theorie war, wirkte Parsons erstmal langweilig, grob gesprochen. Die kritische Theorie, in der europäischen Denktradition ver-

ankert, pflegte ja auch etwas wie einen Anti-Amerikanismus, einen Anti-Positivismus. In der frühen Positivismus-Debatte hat sie aber mehr Verwirrung gestiftet, als daß hierdurch etwas geklärt worden wäre.

J.R.: War die kritische Theorie zu der Zeit der Dominanz von Parsons - provokativ gefragt - ein nettes Ventil für alle kritischen Geister?

C.W.: Die Parsons-Rezeption zu dieser Zeit war ziemlich schwierig. So gut wie nichts von ihm war auf deutsch erschienen und sein Schreibstil ist ja auch nicht gerade einfach. Es gab noch keine Lehrbuchliteratur. Entweder las man ihn angestrengt, oder er fungierte als Hintergrundgröße. Natürlich mußte man wissen, was das AGIL-Schema bedeutete. Aber daß er tatsächlich sozusagen einflußreich im soziologischen Denken präsent war, das kann man zu diesem Zeitpunkt kaum...

J.R.: ...kaum bestreiten...

C.W.: ...kaum sagen!

J.R.: Kaum sagen, meinst Du! Du würdest also zu dieser Zeit nicht von einer Übermacht Parsons sprechen wollen, von einer erdrückenden Übermacht, die Dich auf die Suche nach Alternativen gebracht hat?

C.W.: Nein, Nein. Ich glaube, das ist dramatisiert. Was natürlich prominent war, war die amerikanische Soziologie insgesamt. Das Echo, das Parsons in der amerikanischen Soziologie gefunden hat, ist weitaus schwächer, als wir das wahrgenom-

men haben. Er galt bei vielen amerikanischen Soziologen, die empirisch arbeiteten, eher als abgehobener Theoretiker. Viel typischer ist Merton gewesen. Stichwort: Theorien mittlerer Reichweite, um über Theorie tatsächlich Empirie erschließen zu können. Der „harte empirische Kern“ ist, soweit ich das sehe, von Parsons nicht sehr imponiert gewesen.

Theorie und Praxis in der Soziologie.

J.R.: Nun ein anderes Thema. Stellt es einen Vorteil dar, wenn man, wie wir heute in Bielefeld, Praxisschwerpunkte studiert?

C.W.: Ich finde die Bielefelder Konstruktion immer noch ganz vernünftig, dann, wenn man darauf achtet, sich nicht zu sehr auf die Praxisschwerpunkte zu konzentrieren. Es hängt genau davon ab, wie man spielt: Standbein-Spielbein. Die Kombination allgemeiner Theorie mit den Praxisschwerpunkten und PET, das war ja die ursprüngliche Idee.

J.R.: Es gab sicher zu Deiner Zeit keine Praxisschwerpunkte, wie z.B. Organisationssoziologie, in Deinem Studium?

C.W.: Nein, Nein. Es gab eine einfache Gliederung in Pro- und Hauptseminare, also Grund- und Hauptstudium. Es gab sozusagen nur wenig Scheine, die man machen mußte.

Darüberhinaus mußte man ein Nebenfach belegen und sich in Methoden ausbilden. Das Studium selber war so gut wie nicht reglementiert. Man mußte sehr schnell selbständig arbeiten.

J.R.: Ist es ein Vorteil, daß einem keine Schwerpunkte gesetzt werden, daß man sie selbst wählt?

C.W.: Ja. Man orientierte sich an Hauptseminaren und versuchte, möglichst extensiv die Literatur dazu nachzuarbeiten. Vom Anspruchsniveau her war man mit zwei bis drei Seminaren völlig ausgelastet. Das hieß, jeden Tag in der Bibliothek zu sein und zu lesen.

J.R.: Man sollte also nicht beim Studieren der Praxisschwerpunkte die Einbettung der dort formulierten Beschreibungen in die allgemeinen Theorien vergessen?

C.W.: Ja, Ja, es kommt gerade darauf an, Transferleistungen herzustellen.

J.R.: Man fragt sich doch recht früh, welchen Wert denn das Studieren eines bestimmten Praxisschwerpunktes erbringt, oder? Ist dies eine Überlegung für Studierende der Soziologie? Sollte sie es denn sein?

C.W.: Wir wissen ja, daß es für Soziologen nicht einfach ist, Beschäftigung zu finden. Zu starke Spezialisierungen beeinträchtigen eher die Möglichkeiten, Gelegenheiten auf dem Arbeitsmarkt wahrzunehmen.

Vielleicht müßte man anders anfangen.

Die hiesige Organisationsforschung

ist ja, und das ist sozusagen eine deutsche Spezialität, geprägt durch die deutsche BWL. Die zeichnet sich bis heute durch ständische Strukturen aus: hochverschult, es gibt sozusagen Clans und Gefolgschaften.

Das hat dazu beigetragen, daß der Schnitt zwischen der Organisationssoziologie und der Industriesoziologie auf der einen Seite und der BWL auf der anderen Seite hier in Deutschland ziemlich scharf ausgefallen ist. In England und Amerika gibt es hier eine breitere Schneidung. Organisationsforschung wird hier unter unterschiedlichsten Perspektiven gemacht. Das hat sich bei uns erst in den letzten Jahren etwas durchgesetzt.

Die Industriesoziologen haben mit Skepsis die eher normativ orientierten BWLer betrachtet. Dies war umgekehrt auch der Fall. Man könnte dies so formulieren: Es ist in den letzten Jahren zu einer Soziologisierung der Organisationsforschung gekommen. Dies verknüpft sich gut mit dem Bielefelder Konzept der aktiven Professionalisierung. Ich denke schon, daß man hier eine soziologische Kompetenz für Organisationen aufbauen kann, die man auch in der Praxis umsetzen kann.

J.R.: Was macht denn vor diesem Hintergrund dieses Schnittes die soziologische Kompetenz aus? Was macht denn den Vorteil einer soziologischen Perspektive gegenüber der BWL aus?

C.W.: Ich glaube, man kann hierzu eine klassische und ehrwürdige Antwort anbieten. Pareto hat ja die Unterscheidung von Ökonomie und Soziologie so gemacht: die Ökonomen finden ihren Gegenstand in rationalen Handlungen und die Soziologen in irrationalen Handlungen. Bezogen auf Organisationen bedeutet das, daß mit der Brille der Ökonomen viele Organisationsphänomene nicht auffallen; sie tauchen nicht auf. Es gibt viele Phänomene, die in dieser Perspektive als irrational eingestuft werden müssen, die aber durchaus auch von praktischer Bedeutung sind, wenn man an sogenannte Defizite in der Organisation denkt! Gerade Rationalisierungsprozesse können Irrationalitäten produzieren; eine klassisch soziologische Denkform.

J.R.: Sind also z.B. die Beschreibungen, die man in der Mikroökonomie zu den Preiskalkulationen der Unternehmen finden kann, eher „Ausnahmestände“ als die Regel? Sollte man die Annahmen der Mikroökonomie einfach so zusätzlich im Hinterkopf behalten?

C.W.: Es geht um eine bestimmte Diagnosefähigkeit. Man versucht, für Probleme Interpretationsangebote zu machen! Man versucht, Vorgänge und Prozesse in Organisationen mit dem soziologischen Instrumentarium besser zu verstehen, z.B. Konfliktursachen, Latenzen zu erkennen... Organisationssoziologen sind

m.E. „Minenhunde“!

J.R.: Die organisationssoziologischen Theorien bieten also einen Erkenntnisgewinn! Warum werden denn auf dem Arbeitsmarkt offensichtlich solche Beschreibungsfähigkeiten nicht so nachgefragt?

C.W.: Die Nachfragebereitschaft hat schon zugenommen. Meist ist es aber so, daß nicht direkt Soziologen nachgefragt werden. Wir konkurrieren natürlich nach wie vor mit anderen Sozialwissenschaften. Man weiß aber auch, daß allmählich ein Verständnis durchgesickert ist, was man denn mit Soziologen machen könne.

Man kann auch zeigen, daß Betriebe, die schon mal mit Soziologen Kontakt hatten, eine stärkere Bereitschaft haben, Soziologen einzustellen.

J.R.: Man ist doch recht verwirrt, ob der zahlreichen Beschreibungsformen bezüglich ein- und desselben Phänomens, nicht nur in der Organisationssoziologie!

Wie organisiert man nun sein soziologisches Wissen, sein organisationssoziologisches Wissen?

The Importance of Being a Chameleon!

C.W.: Ich würde das umgekehrt aufziehen! Man muß sich als Soziologe im Klaren darüber sein, - und das macht den Reiz aus, sich mit Organisationen zu beschäftigen -, daß sie sozusagen multiple-selves sind.

Buntscheckig. Und man hat es immer mit einem mehrfach gegliederten Sachverhalt zu tun - eben buchstäblich sehr komplexe Gebilde!

Das heißt eben auch, zugespitzt, daß Einblicke in Organisationen, erst recht Forschung über Organisationen, immer etwas von einem Griff in die Wundertüte hat.

Organisationen sind unwahrscheinliche Gebilde. Von daher kann man schlecht erwarten, daß man die vielfältigen Ansätze in der Organisationssoziologie hierarchisieren kann. Es ist eben typisch für die Soziologie im Allgemeinen, aber erst recht für die Organisationssoziologie im Speziellen, daß es keine abgeklärte, systematisierte Theorie der Organisation bislang gibt. Wir werden die Vielfältigkeit der Beschreibungsmöglichkeiten nicht so schnell reduzieren können. Mit diesem Sachverhalt muß man umgehen.

J.R.: Ist es dann die Buntscheckigkeit der soziologischen Phänomene, der organisationalen Phänomene im Speziellen, die es verlangen, daß man wie ein Chamäleon auch buntscheckig sein kann?

C.W.: Ja, genau!

J.R.: Wie steht es denn diesbezüglich mit der Systemtheorie? Ist es ein Vorteil, mit dem systemtheoretischen Instrumentarium Organisationen zu beschreiben?

C.W.: Für die Organisationssoziologie ist die Systemtheorie relevant. Schließlich ist es das Feld der Organi-

sationen gewesen, in der die Systemtheorie entwickelt wurde; dies gilt jedenfalls für Luhmann.

Man sollte aber auch der Beschreibungsvielfalt nicht ausweichen! Im Sinne einer Meta-Theorie hat gerade Luhmann versucht, verschiedene Ansätze zu integrieren.

Die Entwicklung - bei Luhmann - einer reichhaltigen Systemtheorie lebt gerade davon, daß sie dies wahrnimmt, daß sie Anderes wahrnimmt. Man muß versuchen, dies zu integrieren. Gerade das Eindringen konstruktivistischer Ansätze in die Organisationsforschung ist ja auch noch nicht lange her. Man sollte mit „dünnen“ Differenzen arbeiten.

J.R.: Auch dies ist wieder ein guter Hinweis auf die Bedeutung der allgemeinen Theorien. Man sollte sich nicht der Buntscheckigkeit der „Realität“ verschließen, im Sinne einer harten Grenzziehung. Dies erreicht man durch Wechseln der allgemeinen Theorien und der in unserem Fall verschiedenen organisationssoziologischen Ansätzen. Wie geht es denn in der Organisationsforschung in der Zukunft weiter?

C.W.: Man kann hierzu schlecht Prognosen riskieren. Hierzu ist das Feld zu breit. Eine inhärente Prognose ist nicht möglich.

J.R.: Wie sieht es nun mit der Einbettung organisationssoziologischer Erkenntnisse in allgemeine Gesellschaftstheorien aus?

C.W.: Diese Einbettung ist ziemlich

schwach und ist eher ein Defizit! Ein prominentes Beispiel, in dem dies gut gelungen ist, ist die Bürokratietheorie von Max Weber. Eine Weiterentwicklung hat es aber hier nicht gegeben. Die angelsächsische Organisationstheorie ist nicht auf Gesellschaftstheorie abgestellt. Typischerweise ist diese Rückkopplung schwach.

J.R.: Wie war gerade dieses Verhältnis, diese Beziehung Deines Interesses für eine Gesellschaftstheorie und für eine Organisationstheorie, bei Dir?

C.W.: Mein Transportband war die deutsche Industriosozologie. Die zeichnete sich dadurch aus, daß sie ein dezidiertes, gesellschaftstheoretisches Hintergrundverständnis hatte. Dieses war hauptsächlich in der Marxschen Theorie verankert. Z.B. Rationalisierung im Betrieb hatte selbstverständlich was mit Kapital und Akkumulation zu tun.

Die Schwäche dieses Zuschnittes der Industriosozologie bestand genau in einem organisationstheoretischen Defizit. Man konnte sehr elegant von Rationalisierungsprozessen in den Betrieben auf das Rationalisierungsschicksal in der Gesellschaft schließen. Die Ebenenbrechung von Organisationen zur Gesellschaft wurde nicht in Rechnung gestellt. Deshalb mußte man sich nicht um die neue Organisationsforschung kümmern. Das war in Bielefeld anders: ein „Standortvorteil“. Erst relativ spät,

mit dem Bamberger Soziologentag (1982, J.R.), ist es der Industriesoziologie bewußt geworden, daß relevante Ebenen auch für das Verständnis von Betrieben ausgeblendet wurden

- es gab z.B. keine Managementsoziologie, keine Frage danach, wie Betriebs Rationalisierung als Entscheidungsprozeß machen etc. Dies war für mich ein gesellschaftstheoretisches

Motiv, Organisationssoziologie zu rezipieren.

J.R.: Vielen Dank für das Interview!

•

DIE PRAXISKONTAKTGRUPPE

im Praxisschwerpunkt P&O

von Pia Finkenbusch

Leitung: Prof. Dr. Karl Krahn
Raum: U6-204

Telefon: 0521 - 106-4654
(Sekretariat Frau Budde)

Sprechzeiten: Dienstag, 15 - 16 Uhr

Koordination: Pia Finkenbusch

Raum/Infobrett: L3-128

Telefon: 0521 - 106-4214

Sprechzeiten: Mittwoch, 11 - 12 Uhr

Uhr (s.t.) in U6 - 211.

2. Ziel der

Praxiskontaktgruppe

Nach Meinung vieler SoziologiestudentInnen besteht zwischen dem Anspruch des derzeitigen Diplomstudiengangs, praxisbezogen ausgerichtet zu sein, und der gegenwärtigen Studiensituation eine nicht zu übersehende Diskrepanz.

Unser Ziel ist es, diese Kluft zwischen Theorie und Praxis zu verringern, und somit einen kleinen Beitrag zu einem praxisorientierteren Soziologiestudium zu leisten.

3. Wie sieht die Arbeit der Praxiskontaktgruppe aus?

Zur Verwirklichung des oben genannten Ziels hat die Praxiskontaktgruppe ein Arbeitsprogramm entwickelt.

3.1. Vor- und Nachbereitung von Praktika: Da ein Praktikum nur dann seinen Zweck erfüllt, wenn neben den für den einzelnen Praktikanten persönlich wichtigen Erfahrungen auch ein gleichzeitiger allgemeiner Rückbezug auf die Lehre gewährleistet ist, erscheint eine intensive Vor- und Nachbereitung unbedingt erforderlich. Nur auf diesem Wege kann ein Praktikum sinnvoll durchgeführt werden und eine Integration der Praxiserfahrungen in die Lehre möglich gemacht werden. Aus diesem Grunde werden kontinuierlich StudentInnen in die Praxiskontaktgruppe eingeladen, die über ihr gerade abgeschlossenes Praktikum referieren. Speziell geht es hier um die Weitergabe von persönlichen Erfahrungen und Problemen aus den jeweiligen Praktikumsfeldern.

Außerdem beschäftigen wir uns in der Praxiskontaktgruppe genauer mit Strategien für die Bewerbung auf einen Praktikumsplatz und geben Tips und Informationen für Vorstellungsgespräche.

3.2 Berufsfeldanalysen: Ein weiterer Weg, dem Ziel des Praxisbezugs gerecht zu werden, besteht darin, sich mit möglichen Tätigkeitsbereichen für Absolventen des soziologi-

1. Allgemeine Informationen über die Praxiskontaktgruppe

Seit dem Wintersemester 1977/1978 existiert am Praxisschwerpunkt „Betriebliches Organisations- und Personalwesen“ eine Praxiskontaktgruppe. Sie entstand aus studentischer Initiative und wird auch heute noch von StudentInnen betreut. Seit dem Sommersemester 1978 steht eine studentische Hilfskraftstelle zur Unterstützung der Arbeit der Praxiskontaktgruppe zur Verfügung. Die Gruppe trifft sich regelmäßig alle 14 Tage donnerstags von 13:00 bis 14:00

schen Praxisschwerpunkts „Betriebliches Organisations- und Personalwesen“ zu beschäftigen. Um dieser Zielsetzung gerecht zu werden, wird jedes Semester ein Arbeits- und Veranstaltungsprogramm entwickelt, dessen wichtigste Punkte folgende sind:

- Kontaktaufnahme mit Absolventen des Praxisschwerpunkts
- Diskussionsveranstaltungen mit „Praktikern“
- Kontaktaufnahme zu ausgewählten Organisationen
- Betriebsbesichtigungen; beispielsweise bei folgenden Unternehmen: Miele Cie., Storck Service GmbH, Baumgarten GmbH, Dr. Oetker u.a.

4. Mitarbeit

Wer Interesse am vielfach geforderten Praxisbezug im Studium und an den genannten Arbeitsthemen hat,

ist herzlich zu den Veranstaltungen der Praxiskontaktgruppe eingeladen! Veranstaltungen und Vorträge für das Wintersemester 1997/98 werden in Kürze am Infobrett neben L3-128 ausgehängt. •

Nächste Betriebsbesichtigung der Praxiskontaktgruppe:

Donnerstag, 19. Juni
bei der
*Brauerei Felsenkeller/
Herforder Pils*
von 13:30 – 16:30 Uhr.

Anmeldung:
während der Sprechstunden in L3-128 (zugänglich für *alle* Studierenden der Soziologie).

Immer präsent unsere Internet Präsenz „sozusagen“



Die z. Z. verfügbaren Artikel:

- * Das legendäre **Vorwort** der 1. Ausgabe!
- * **Die neue Prüfungsordnung**, von einem studentischen Fachmann der Studienberatung vorgestellt.
- * **Studienberatung Online Soziologie**, das fakultätsübergreifende Fachschaftsprojekt
- * ...

... das Angebot wird erweitert!

**Das Bielefelder Studierendenmagazin
an der Fakultät für Soziologie im World Wide Web:**

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie

<http://www.fachschaften.uni-bielefeld.de/soziologie/sozusagen/>

DIES IST EINE STRUKTURANTWORT?

Die Stellung der Universitäten in der BRD sowie die Struktur der Universität Bielefeld, insbesondere der Studierendenschaft und der Fakultät für Soziologie.

von Stefan Mosemann

Wenn wir als Fachschaft uns beschweren, daß so wenige sich in der studentischen Selbstverwaltung beteiligen, so hören wir häufig, das liege daran, daß die Strukturen unübersichtlich seien und man gar nicht genau wüßte, wo man sich wie beteiligen könne. Das ist die Strukturfrage. Und hier ist sie nun - die Strukturantwort.

Die Stellung der Universitäten in der BRD

In Deutschland nach der Stellung der Universitäten gefragt, antwortet man zunächst, dies sei Ländersache. Die Universitäten sind Einrichtungen des Landes und Körperschaften des öffentlichen Rechts. Das Gesetz über die Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen besagt außerdem, daß die Aufgaben der Universitäten ihnen als Selbstverwaltungsaufgaben zugewiesen werden (soweit sie nicht ausdrücklich als staatliche Aufgaben zugewiesen werden). Das schließt die Wahl und Bestimmung der Leitung der Universitäten, der

jeweiligen Rektorate und anderen Selbstverwaltungsorgane mit ein. Das Land ernennt jedoch den Kanzler, der dem Verwaltungsapparat vorsteht und mit dem Haushalt beauftragt ist. In Bielefeld ist zur Zeit Herr Karl Hermann Huvendick Kanzler. Über die Zuweisung von Finanzen bestimmen die jeweiligen Länder. Dies geschieht in Form von sogenannten Globalhaushalten. Das bedeutet, daß die Universität über die Verwendung der Mittel selbst entscheidet, das Land entscheidet nur über die Höhe der Haushalte und hat keinen direkten Einfluß auf deren Verwendung (das macht es auch einfacher Gelder zu kürzen, da man sowieso nicht weiß, wofür es verwandt wird). Das Land kann zudem noch durch bestimmte Eckwerte, das sind besondere Rahmenvorgaben, die Hochschulen zwingen, ihre eigenen Ordnungen eben diesen Eckwerten anzupassen. Dies alles steht im Gesetz über die wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen und wird ebenfalls von dem Land in Kraft gesetzt. Im Grundgesetz ist zudem das Recht der Hochschulen auf Freiheit von Forschung und wissenschaftlicher

Lehre festgeschrieben.

sowie die Struktur der Universität Bielefeld,

Universitäten verwalten sich also selbst und bestimmen ihre Leitung selbst. Vorgeschrieben sind jedoch bestimmte Strukturen. So muß jede Universität einen Rektor haben. Dieser ist direkt dem zuständigen Minister unterstellt und gehört der Hochschulrektorenkonferenz an. Er ist sowohl der gewichtigste Vertreter der Universität, ihr Repräsentant nach außen, als auch der *Hausherr*. Er sitzt dem Senat, dem wichtigsten beschlußfassenden Gremium, vor und leitet die Verwaltungs- und Rechtsangelegenheiten der Universität. Zur Zeit ist Herr Prof. Gert Rickheit von der linguistischen Fakultät Rektor. Gewählt wird der Rektor vom Konvent. Dieses Gremium besteht aus 85 Mitgliedern und ist außer mit der Wahl des Rektors noch mit der Änderung von Grundordnungen beauftragt und nimmt zum jährlichen Rechenschaftsbericht des Rektorats Stellung. Darüberhinaus wählt der Konvent auch die jeweiligen Prorek-

toren.

Der Senat ist das vielleicht wichtigste Gremium in der Universität und für Angelegenheiten, die die gesamte Universität oder zentrale Einrichtungen betreffen, zuständig. Darunter z.B. Fragen der mittel- und langfristigen Entwicklung der Universität, Beschlußfassung über Satzungen und Ordnungen, grundsätzliche Entscheidungen über die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, aber auch Beschlußfassung über Vorschläge für die Berufung von Professor/innen. Darüberhinaus hat der Senat - und *nur* der Senat - Vorschlagsrecht für wichtige Positionen innerhalb der Universität, wie z.B. das Amt des Kanzlers und des Rektors sowie der Prorektoren. Wenn über die Zuständigkeit für eine bestimmte Angelegenheit in der Universität Uneinigkeit besteht, entscheidet übrigens der Senat über die Zuständigkeit.

Der Senat bildet vier ständige Kommissionen und bei Bedarf weitere. Die ständigen Kommissionen werden von den verantwortlichen Prorektoren geleitet und heißen wie folgt: Kommission für Finanz- und Personalangelegenheiten (Prorektor Prof. Joachim Wieland), Kommission für Struktur, Planung und Bauangelegenheiten (Prorektor Prof. Walter Trockel), Kommission für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs (Prorektor Prof. Philippe Blanchard) und Kommission für Lehre, Studien-

angelegenheiten und Weiterbildung (Prorektor Prof. Dieter Timmermann). Nicht-ständige Kommissionen sind z. B. die Bibliothekskommission, die Lehrerausbildungskommission und die Kommission für die Gleichstellung von Frauen.

Die Besetzung von Gremien folgt einem amüsanten Rechenpiel. Man besetzt sie immer so, daß die Professoren gerade noch die Mehrheit gegenüber allen anderen Statusgruppen haben. So hat der Konvent z. B. 85 Mitglieder, von denen 14 Mittelbauvertreter, 14 nichtwissenschaftliche Mitarbeiter, 14 Studierende und (!) 43 Professor/innen sind.

Die Grundeinheiten für Forschung und Lehre sind die Fakultäten, über deren Einrichtung auch der Senat entscheidet. Darüberhinaus kann der Senat zentrale Einrichtungen bilden, die insbesondere der interdisziplinären und praxisbezogenen Forschung dienen. So zuletzt geschehen bei der Einrichtung des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung.

insbesondere der Studierendenschaft

Die Zusammensetzung der jeweiligen Gremien erfolgt nach bestimmten Statusgruppen. Diese treffen sich in Sitzungen sowohl universitätsweit als auch in den jeweiligen Fachbereichen und beraten über die relevanten

Fragen der Hochschulpolitik. Bei uns an der Fakultät für Soziologie gibt es eine Sitzung des Lehrkörpers (der Professoren), eine des Mittelbaus, eine der nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter und auch eine der Studierenden (das ist die sogenannte Fachschaftssitzung - übrigens die Statusgruppe, die sich am häufigsten trifft, nämlich einmal in der Woche - dieses Semester jeweils Montags um 18 Uhr c.t. in L3-126!). Diese Unterscheidung nach Statusgruppen erfolgt, da man davon ausgeht, daß die unterschiedenen Gruppen grundlegend unterschiedliche Interessen haben. Das hat den Vorteil, daß die Interessen zwar nach wie vor übergangen werden, man dies aber merkt und sich gebührend - erfolglos - beschweren kann. Der Nachteil ist allerdings, daß der Umkehrschluß ebenfalls vollzogen wird. Man bildet nicht nur Statusgruppen, da man annimmt, daß es sich um unterschiedliche Interessen handelt, sondern man bildet auch unterschiedliche Interessen, da man weiß, daß es sich um unterschiedliche Statusgruppen handelt (hallo Herr Andreß!). Mit Ausnahme der Studierenden haben die Statusgruppen an unserer Fakultät einen Sprecher oder eine Sprecherin, die oder der die Sitzungen einberuft und leitet. Im Mittelbau ist das z. B. Steffen Roski, der allerdings seit einigen Semestern versucht, diesen Posten loszuwerden.

Die jeweiligen Statusgruppen sind

auch universitätsweit organisiert. So wählt die Studierendenschaft einmal jährlich ihre Vertretung, das Studierendenparlament. Das Studierendenparlament wählt dann wiederum den Allgemeinen Studierendenausschuß (AStA), der mit der Wahrung der Interessen der Studierendenschaft betraut wird. In diesem Jahr wird der AStA von einer Koalition der Grünen Hochschulgruppe und der Aktiven Liste gestellt. Der AStA bildet Referate, die sich spezifischen Aufgaben widmen. Diese Referate sehen je nach AStA unterschiedlich aus. Ständig gibt es jedoch das Finanzreferat (Referent ist in diesem Jahr Ralf Brandt von der GHG) und den Vorsitz (Katja Sabisch und Peter Schulze, beide GHG). Engagement auf dieser Ebene der Hochschulpolitik funktioniert zumeist über die Zugehörigkeit zu bestimmten Hochschulgruppen, die gerne den Selbstbeschreibungen der Politik und der politischen Parteien folgen.

und der Fakultät für Soziologie.

Die Fakultäten sind die Einheiten für Forschung und Lehre. Sie sind nach Fächern gegliedert und bedienen in der Lehre bestimmte Studiengänge mit dem Angebot, das die jeweiligen Prüfungs- und Studienordnungen vorschreiben. Wenn einzelne Fachrichtungen nicht groß genug sind,

um eine eigene Fakultät zu bilden, bilden sie diese mit anderen Fachrichtungen zusammen. So gibt es in Bielefeld z. B. eine Fakultät für Philosophie und Geschichte mit zwei angegliederten Fachbereichen. Der Fachbereich Soziologie ist in Bielefeld so groß, daß er eine eigene Fakultät bildet. Das ist in Deutschland einmalig. Die Fakultät für Soziologie bedient aber verschiedene Studiengänge. Das sind der Diplomstudiengang und der Studiengang Sozialwissenschaften. Ihm gehören Studierende eines Lehramtsstudienganges an, die die Fakultät für Soziologie als ihre Heimatfakultät gewählt haben. 1981 ist die Lehrerbildung in Nordrhein-Westfalen von einer Pädagogischen Hochschule direkt an die Universitäten gelegt worden, um Lehrer/innen auszubilden, die in ihren Unterrichtsfächern auch wissenschaftlich qualifiziert sind.

Auf Fakultätsebene wiederholt sich in gewisser Weise die Struktur der Selbstverwaltung der universitätsweiten Ebene. So muß auch jede Fakultät bestimmte ständige Kommissionen unterhalten, um den Anforderungen, die an sie gestellt werden, zu entsprechen. Die Fakultät für Soziologie hat drei ständige Kommissionen: Die Kommission für Struktur-, Haushalts- und Personalangelegenheiten (Struko), die Kommission für Lehre und studentische Angelegenheiten (Leko) und die Kommission für Forschung und wissen-

schaftlichen Nachwuchs (Foko). Der jeweilige Titel verrät schon, über was in den entsprechenden Kommissionen beraten wird. Die Kommissionen bereiten in der Regel die Beschlüsse der Fakultätskonferenz, des wichtigsten Gremiums an der Fakultät vor, haben aber auch in bestimmten Angelegenheiten faktische Entscheidungskompetenzen. Im Streitfall kann immer beantragt werden, daß bestimmte Angelegenheiten in der Fakolo beraten werden. De facto entscheidet aber z. B. die Leko über das Angebot und den Zeitplan der Lehrveranstaltungen (vorbereitet durch die Wissenschaftlichen Einheiten und die Lehrenden, dazu später). Die Struko entscheidet über die Verwendung der Haushaltsmittel und über mittelfristige und langfristige Planung von Strukturentscheidungen sowie über Personalangelegenheiten. Der Stellung des Rektors entspricht auf Fakultätsebene die Position des Dekans. Er ist Repräsentant der Fakultät, führt ihre laufenden Geschäftsangelegenheiten und ist für die Erfüllung der Aufgaben der Fakultät - auch in der Lehre beispielsweise - verantwortlich.

Desweiteren gibt es auch nichtständige Kommissionen, die bei Bedarf von der Fakultät einberufen werden. So z. B. in jüngster Zeit die Frauengleichstellungskommission, die mit der Ausarbeitung eines fakultätsspezifischen Frauengleichstellungsplans betraut worden war.

Nichtständige Kommissionen sind aber auch die Berufungskommissionen. Diese werden einberufen, wenn Professuren zu besetzen sind. Die Berufungskommissionen werden häufig als sehr wichtig angesehen, da Dozent/innen - aber auch Studierende - dort über die Einstellung von Kolleg/innen entscheiden. Die Berufungskommissionen beschließt dabei selbst über das Vorgehen bei der Auswahl der Bewerber. In der Regel findet Ausschreibung der Stelle durch die Universität und Eingang der Bewerbungen zunächst eine Vorauswahl statt, in die auch Schriften der Bewerber/innen miteinbezogen werden. Die Bewerber/innen werden aufgeteilt, und die Mitglieder der Kommission übernehmen jeweils die Vorstellung einiger Kandidat/innen. Die nach dieser Vorauswahl übriggebliebenen Bewerber/innen werden dann zu Vorstellungsvorträgen eingeladen. Danach erstellt die Kommission einen Berufungsvorschlag, der drei Einzelvorschläge in bestimmter Reihenfolge enthält und zunächst der Fakultätskonferenz vorgelegt wird. Die Fakultätskonferenz beschließt diese Liste entweder, gibt sie zurück an die Kommission oder ändert sie einfach. Danach geht die Liste an den Senat und anschließend an das Ministerium. Das Ministerium entscheidet dann über die Berufungsliste, kann aber nur abweichend entscheiden, wenn ein sogenanntes Sondervotum einer am vor-

herigen Verfahren beteiligten Person vorliegt, in dem eine modifizierte Liste vorgeschlagen wird. Alsdann geht der Ruf zunächst an den oder die Erstplazierte/n. Es verwundert sicherlich nicht, daß diese Verfahren sich teilweise in die Länge ziehen. Dazu trägt noch bei, daß nach der Auswahl der zu berufenden Person ausschließlich mit dieser Person verhandelt werden kann. Verhandlungen werden über die Ausstattung der Stelle aus Mitteln der Fakultät, also z.B. über Mitarbeiterstellen geführt. Die Fakultät kann natürlich nicht jede Forderung erfüllen, da ihr zum einen die Mittel zur Verfügung stehen müssen und sie zum anderen bereit sein muß, auf diese Mittel an anderer Stelle zu verzichten. Auf der anderen Seite ist sie natürlich daran interessiert, die vakante Stelle zu besetzen. Hat man eine Person einmal abgelehnt, führt kein Weg mehr zurück. Man verhandelt dann mit der nächsten Person, und das Spiel geht von vorne los. Die Verhandlungsposition des Berufenen oder der Berufenen ist, wie man leicht sieht, recht günstig. Ist eine Berufungsliste erschöpft, muß die Stelle erneut ausgeschrieben werden mit dem gleichen aufwendigen Verfahren.

Als ständige Einrichtungen der Fakultät gibt es desweiteren einen Diplomprüfungsausschuß und einen Promotionsausschuß. Sie beschäftigen sich in Absprache mit dem Prüfungsamt mit der Zulassung zu und

dem Abschluß von Prüfungen. Es gibt auch einen Habilitationsausschuß, der über die Zulassung zum Verfahren zur Habilitationsprüfung und über das Verfahren selbst zu entscheiden hat. Ihm gehören alle Professoren sowie die Mitglieder der Fakultätskonferenz mit beratender Stimme an. In allen diesen Gremien gibt es auch Vertreter der Studierenden, in der Fakultätskonferenz sind das beispielsweise drei, im Diplomprüfungsausschuß zwei und sonst zumeist eine/r.

Ein besonderes Strukturmerkmal unserer Fakultät sind die wissenschaftlichen Einheiten. Die Fakultät für Soziologie hat sich 1988 diese weiteren dezentralen organisatorischen Einheiten gegeben, um besondere Aufgaben in direkter Absprache zwi-

Studienberatung im Sommersemester 1997

Montag:

H. Tyrell, 13:15 - 15:00

Dienstag:

M. Kauppert*, 14:00 - 16:00

Mittwoch:

T. Westphal*, 13:00 - 15:00

Donnerstag:

C. Wehrsig, 13:00 - 15:00

Freitag:

H. Harbach, 13:00 - 15:00

*studentische Studienberatung

schen den Dozenten zu koordinieren. Insgesamt gibt es derer acht, die in nachstehender Liste einzeln aufgeführt sind. Alle Inhaber/innen von Stellen an der Fakultät werden einem Arbeitsbereich und damit einer WE zugeordnet. Desweiteren können die WEs zusätzlich Mitglieder aufnehmen. Dies passiert z.B., wenn jemand in einem bestimmten Arbeitsbereich mitarbeitet, aber keine Stelle an der Fakultät innehält (z. B. Drittmittelstellen oder Doktoranden, die Stipendien erhalten). Desweiteren gibt es Vertreter/innen der nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter/innen (jeweils eine/r) und der Studierenden. In jeder WE gibt es zwei Studierendenvertreter. Wer Lust hat, sich ein wenig in der Selbstverwaltung zu engagieren, kann dies in den WEs relativ gut tun. Es geht zumeist nicht so formal zu, und man erfährt auf diese Weise, was in der Fakultät zur Zeit diskutiert wird.

Die WEs beschäftigen sich vor allem mit Fragen der Lehrplanung und der Sicherung des Angebots bestimmter Lehrbereiche. Desweiteren geht es um Stellenbesetzungen im Mittelbau, grundsätzliche Fragen des Curriculums und des Lehrplanes, Verteilung von Mitteln (Hilfskräfte, Vorträge), Diskussion von Forschungsvorhaben, Stellungnahmen zu übergreifenden Angelegenheiten der Fakultät, Praktikantenprogramme sowie Studierendenaustausche und Koordination mit anderen Einrichtungen

der Fakultät (insbesondere z.B. - bei Vorhandensein an der WE - mit den Graduiertenkollegs). Die Aufgaben, die die WEs wahrnehmen, unterscheiden sich durchaus in den einzelnen WEs. Die Studierendenvertreter werden übrigens von der Fachschaft nominiert; bei Interesse an einer Mitarbeit könnt Ihr Euch an uns wenden, wir können Euch dann auch den aktuellen WE-Sprecher nennen. Folgende Wissenschaftliche Einheiten gibt es an der Fakultät für Soziologie:

WE I
Theorie und Geschichte der Soziologie
WE II
Methoden der empirischen Sozialforschung und Sozialpsychologie
WE III
Wirtschaft und Sozialstruktur
WE IV
Politik und Verwaltung
WE V
Arbeit und Organisation
WE VI
Wissenschaft und Technik
WE VII
Soziale Probleme, Gesundheit und Sozialpolitik
WE VIII
Entwicklungssoziologie

Es ist hoffentlich ersichtlich, daß die Wissenschaftlichen Einheiten in einem gewissen Zusammenhang zur Studienordnung stehen, insofern, daß die WE I z. B. für das Angebot im Bereich Allgemeine Soziologie und die WE V für das Angebot im Bereich

des Praxisschwerpunktes Organisations- und Personalwesen zuständig sind.

Das war also ein Einblick in die formalen Strukturen unserer Fakultät, die sich übrigens in ihrer ganzen Komplexität nur durch Mitarbeit in der studentischen Selbstverwaltung erschließen lassen. In der nächsten Ausgabe gibt es dann den Einblick in die informalen Strukturen, in dem ich berichten werde, wer wen nicht ausstehen kann, wer zur Zeit an der Fakultät unheimlich an der Nase herumgeführt wird und mit welchen Tricks Steffen Roski doch noch zu schaffen hofft, den Mittelbausprecherposten loszuwerden, bevor er zum Professor ernannt wird, und warum dies nicht klappen wird. •

Weiterführende Literatur

Kaufmann, Franz-Xaver und Rüdiger Korff (Hrsg.): Soziologie in Bielefeld - Ein Rückblick nach 25 Jahren; Bielefeld, 1995

Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Handbuch Hochschulen in Nordrhein-Westfalen.; Düsseldorf, 1996

Universität Bielefeld, Informations- und Pressestelle (Hrsg.): Grundordnung; Bielefeld, 1996

EINE FACHKRAFT SCHAFFT FACHSCHAFT KRAFT GESATZTER ORDNUNG

von Frank Meier und Ulf Schönheim

Stimmt ja gar nicht. Erstens sind wir keine Fachkräfte, und zweitens haben wir leider, leider, leider immer noch keine Fachschaftsrahmenordnung.

Womit wir gleich beim Thema wären: Der letzte AStA ist weg, uns gibt's immer noch nicht, was aber nicht wirklich schade ist, und wir heißen *ex cathedra* und *-pressis* *verbis* die neue Exekutive extrem willkommen - zur Begrüßung haben wir unser Café extra poliert. Womit wir nicht beim Thema wären, aber abgesehen davon hatte die unsägliche Fachschaftsrahmdebatte wenigstens ein Sahnehäubchen: Obwohl Input-Output-Konzepte ja längst out sind, haben wir uns dem interfachschaftlichen Austausch hingegeben. Hin und wider die Unvernunft. Unentwegt unterhalten wir uns unter anderem über: 1. Erstieinführungen, 2. zuweilen über 3. Diskussionen (aktuell), 4. Finanzen, 5. Fachschaftszeiten, 6. Sonstiges, 8. alberne Alliterationen. Womit wir beim Thema wären: Fachschaftsfahrt. Wir waren weg. Die kleine Klausurtagung in Brilon brachte ernste Ergebnisse. So wurde beispielsweise die Diskussion

über das Thema „Fachschaft 2000“ um ein paar Jahrzehnte vertagt und an die Historiker verwiesen. Womit wir beim Thema wären: Liebe LeserInnen, laßt uns an dieser Stelle einen Absatz machen.

Wie visibel Fakultätsstruktur sein kann, offenbart sich auf wundersame Weise der BeobachterIn am Beispiel des Glaskastens oder sogar manifestiert im selbigen auf U3; dort zeigt sich nicht nur der barbarische Geschmack des Fotografen (siehe Bourdieu - wehe, irgendwer liest hier *Bourdieu*) der dort aufgehängenden Lichtbildausnahmen, sondern überdies blau (*hic!*) unterlegt die basale Ordnung unserer universitären Subentität.

An dieser Stelle fehlt der Mittelteil. Summt doch einfach eine bekannte Melodei oder denkt an die nächste Saison auf der Alm.

Womit wir beim Thema wären: Vor dem hunderte von Menschen fassenden Planungsstadion befindet sich eine von uns an- und ausgedachte Vortagsreihe (oh, ein Duckfehler), welche Koniferen aus Wissenschaft

und Praxis an einen reinen Tisch bringen soll. Der praktische Sinn (wir sind immer noch bei und wehe hier liest wieder jemand *Bourdieu*, obwohl es hier steht) dieser unkulinarischen Tafel wird hoffentlich in der Transzendierung sozialer Felder liegen, die es zu bestellen gilt. Herr Ober, zweimal Wissenschaft, einmal Wirtschaft bitte, aber mit Gast. Wirtschaft. Leute einladen. Mitmachen. Danke.

Genau an dieser Stelle erscheint es geboten, den Bielefelder Systemtheoretiker Stefan Mosemann zu zitieren: „Wer Lust hat, bei uns an solchen oder ähnlichen Projekten mitzuarbeiten, ist herzlich dazu eingeladen. Unsere Fachschaftssitzung findet in diesem Semester jeden Dienstag von 16 bis 18 Uhr in L3-127 statt. Wir freuen uns über jeglichen Besuch“ (*sozusagen* Nr. 1/97, S. 18). Stimmt ja gar nicht: Die Sitzung ist montags ab 18 Uhr *ct.*, und der Raum ist L3-126.

Aber Spaß beiseite 20. •

ÜBERSICHTSPLAN DER KOLLOQUIEN DER FAKULTÄT FÜR SOZIOLOGIE IM SOMMERSEMESTER 1997

9.06.1997

16 Uhr, L3-108; Graduiertenkolleg: Genese, Strukturen und Folgen von Wissenschaft und Technik: Wolf Krohn: (work in progress)

18 Uhr, U2-205; Kolloquium des Forschungsschwerpunktes Zukunft der Arbeit: Prof. Dr. Michael Krätke, Amsterdam: Globalisierung wirtschaftlicher Beziehungen

18 Uhr, H15; Forum Offene Wissenschaft: Oechsle-Grauvogel: Junge Frauen heute - Veränderte Anforderungen an weibliche Lebensführung

10.06.1997

16 Uhr, V2-222; Interdisziplinäres Kolloquium Frauenforschung: Birgit Wartenpfehl, Graduiertenkolleg Bielefeld/Bochum/Dortmund/Essen: Dekonstruktionen - Identitäten - Differenzen: Kritik und Neubestimmung der Kategorie Geschlecht

16 Uhr, U4-211; Diplomandenkolloquium des PSP Wissenschafts- und Technologiepolitik: Olaf Brexel: Personal und Verwaltung

11.06.1997

16 Uhr, U5-217; Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie: Dr. Georg Stauth: Glimpses of 'Glocalism': Egypt Urban Perceptions of Rural Space

18 Uhr, T2-214; WE V „Arbeit und Organisation“-Diplomanden-/Doktoranden-Kolloquium: Klaus Haubrock: Flexible Arbeitszeiten (Arbeitstitel)

12.06.1997

20 Uhr, Plenarsaal des ZiF; ZiF Colloquium: Prof. Dr. Manfred Fink, The University of Texas at Austin, Department of Physics: Biological Molecules in Interstellar Space

13.06.1997

9. 30 Uhr, U6-241; Empirisches Colloquium zur Kulturosoziologie: Sybilla Nikolow: Die anschauliche Sprache der Daten. Zur visuellen Rhetorik der Wissenschaft/Elisabeth Mohn: Konzeptvorstellung der Diss/Stefan Hirschauer: Das Wissen der Ge-

schlechterdifferenz

16.06.1997

16 Uhr, L3-108; Graduiertenkolleg: Genese, Strukturen und Folgen von Wissenschaft und Technik: Anita Engels/Petra Pansegrau: Vorstellung der Dissertationsprojekte

18 Uhr, U2-205; Kolloquium des Forschungsschwerpunktes Zukunft der Arbeit: Projektgruppe Liekweg/Finke/Eichhorn/Feldhoff/Hessinger, Universität Bielefeld: Industriedistrikte

18 Uhr, H15; Forum Offene Wissenschaft: Huber: Fachkulturen und Lebensstile

19 Uhr, U4-120; Forschungskolloquium Systemtheorie: Uwe Barrelmeyer/Volker Kruse (Bielefeld): Historische Soziologie und Systemtheorie

17.06.1997

16 Uhr, U4-211; Diplomandenkolloquium des PSP Wissenschafts- und Technologiepolitik: Rita Kuhlmann: Wissenschaftsgesellschaft

18.06.1997

16 Uhr, U5-217; Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie: Dr. Solvay Gerke: tba., Sudan, (2 Tage)

18 Uhr, T2-214; WE V „Arbeit und Organisation“-Diplomanden-/Doktoranden-Kolloquium: Felix Petzel: Personalentwicklung und lernende Organisationen (Arbeitstitel)

19.06.1997

20 Uhr, Plenarsaal des ZiF; ZiF Colloquium: Prof. Dr. Tucker Carrington, University de Montréal, Departments de Chimie: Calculating Rate Constants

23.06.1997

16 Uhr, L3-108; Graduiertenkolleg: Genese, Strukturen und Folgen von Wissenschaft und Technik: John Forester: The Epistemology and Ethics of Deception in the Human Sciences

18 Uhr, H15; Forum Offene Wissenschaft: Enderle: Unsere Stadt als Lebensraum

19 Uhr, U4-120; Forschungskolloquium Systemtheorie: Cornelia Bohn (Trier): Schriftlichkeit und die Eigenständigkeit des Sozialen

24.06.1997

16 Uhr, V2-222; Interdisziplinäres Kolloquium Frauenforschung: Prof. Dr. Ayla Neusel, GH Kassel: Umbruch in der Hochschulpolitik - Auswirkung auf die Frauenforschungsförderung

16 Uhr, U4-211; Diplomandenkolloquium des PSP Wissenschafts- und Technologiepolitik: Christian Büscher: Risikosoziologie

25.06.1997

16 Uhr, U5-217; Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie: Prof. Dr. Günther Schlee/Jean-Loup Amselle, Paris

18 Uhr, T2-214; WE V „Arbeit und Organisation“-DiplomandInnen-/DoktorandInnen-Kolloquium: Imke Gotthard: Umweltschutz in Klein- und Mittelbetrieben - Voraussetzungen kooperativer Konzepte

26.06.1997

20 Uhr, Plenarsaal des ZiF; ZiF Colloquium: Prof. Dr. Ulrich H. E. Hansmann, Institute for Molecular Sciences, Tokyo Okamoto Group: Simulations of Peptides and Proteins

27.06.1997

9.30 Uhr, U6-241; Empirisches Colloquium zur Kultursoziologie: Frank Mars: Die Börse als epistemische Organisation/Herbert Kalthoff: 'Transforming Capitalism' nach Mitteleuropa/Astrid Jacobson: Feldzugänge zur Polizei/Martina Merz: Teilchenphysik als Simulationsprojekt

30.06.1997

16 Uhr, L3-108; Graduiertenkolleg: Genese, Strukturen und Folgen von Wissenschaft und Technik: Silke Beck/Sabine Hanrath: (work in progress)

18 Uhr, U2-205; Kolloquium des Forschungsschwerpunktes Zukunft der Arbeit: Prof. Dr. Helmut Wiesenthal, Berlin: Politische Steuerung und die Globalisierung des ökonomischen Entscheidungshorizontes

18 Uhr, H15; Forum Offene Wissenschaft: Offene Fragen und

Ausblick auf das Wintersemester

19 Uhr, U4-120; Forschungskolloquium Systemtheorie: Horst Firsching (Nürnberg): Ist der Begriff der 'Gesellschaft' theoretisch noch haltbar? Zur Geschichte und Problematik des Gesellschaftsbegriffs in der Soziologie

1.07.1997

16 Uhr, U4-211; Diplomandenkolloquium des PSP Wissenschafts- und Technologiepolitik: Carsten Peters: BSE und Medien/Kim Riegauer: Klimawandel und Medien

2.07.1997

16 Uhr, U5-217; Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie: Naila Kabeer, England (2 Tage)

3.07.1997

20 Uhr, Plenarsaal des ZiF; ZiF Colloquium: Prof. Dr. Carleton De Tar, University of Utah, Department of Physics: Re-Creating a Moment in Creation through Computer Simulation

In den Übersichtsplan sind folgende Kolloquien aufgenommen worden:

Empirisches Colloquium zur Kultursoziologie (*Klaus Amann/Stefan Hirschauer/Karin Knorr*); Forschungskolloquium Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie (*Lehrende der WE VIII*); Forschungskolloquium Systemtheorie (*Jürgen Kaube/Rudolf Stichweh/Hartmann Tyrell*); Diplomandenkolloquium des PSP Wissenschafts- und Technologiepolitik (*Georg Krücken*); Graduiertenkolleg: Genese, Strukturen und Folgen von Wissenschaft und Technik (*Peter Weingart et al.*); Interdisziplinäres Kolloquium Frauenforschung (*Ursula Müller/ Mechtild Oechle/Christiane Schmerl*); Kolloquium des Forschungsschwerpunktes Zukunft der Arbeit (*Lehrende der WE V*); WE V „Arbeit und Organisation“-DiplomandInnen/ DoktorandInnen-Kolloquium (*Lehrende der WE V*); Forum Offene Wissenschaft - Gut leben statt viel haben - Lebensformen und Lebensstile in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (*Wolfgang Krohn und Lehrende anderer Fachrichtungen*); ZiF-Colloquium

Es erleichtert uns die Arbeit - ein wenig -, wenn uns die Pläne direkt zugeschickt werden! - Dankeschön.

BRUNO LATOUR: WE HAVE NEVER BEEN MODERN

Ein Quasi-Protokoll

von Michael Kauppert

Die vorliegende, geringfügig veränderte Arbeit ist aus einem Lektürekurs zu Bruno Latours Buch „We have never been modern“ (Cambridge, 1993) im Wintersemester 1996/97 hervorgegangen. Der Text kam der Aufforderung nach, ein Protokoll über das Kapitel „Revolution“ (S.49-89) und die Seminardiskussion anzufertigen...

„Man will nicht nur verstanden werden, wenn man schreibt, sondern ebenso gewiß auch nicht verstanden werden.“¹

Friedrich Nietzsche

Worum geht es in diesem Kapitel? Latour selbst schreibt: *„By deploying both dimensions at once we may be able to accomodate the hybrids and give them a place, a name, a home, a philosophy, an ontology and, I hope, a new constitution“* (S. 51). Um einen Namen seiner Hybride muß Latour nicht lange ringen, er tauft sie „Quasi-Objekte“. Die schlichte Eleganz des „Quasi“ entlehnt Latour bei Michel Serres, quasi dem Taufpaten der Latourschen Objekte. Um seinen Quasi-Objekten bestimmbare Koordinaten („a place“) zu geben, bedient sich Latour - quasi unausgesprochen - eines Verfahrens der neuzeitlichen

Seefahrt: Man bestimme die eigene Länge und Breite - und die Gewißheit über die eigene Existenz, über das Hier in der Welt ist quasi aufgekreuzt. Latour unterscheidet sich allerdings durch eine - wenn gleich folgenschwere - Nuance von den modernen Kreuzfahrern. Während bei diesen weitgehende Einigkeit darüber bestand, daß man Längen- und Breitengrad zusammennehmen müsse, kann sich Latour mit seiner Absicht, „both dimensions at once“ zu verwenden, quasi als Alleinsegler bezeichnen. Die Quasi-Gewässer, in denen Latour segelt, sind tief. Der Quasi-Wind bläst, andere Quasi-Schiffe und Quasi-Haifische kreuzen (sic!). Aber Latour wäre nicht er selbst, wenn er nicht einen Hafen, ein „home“ für seine Quasi-Objekte finden würde. Die Anlegestelle erblickt Latour schon vom Quasi-Ausguck: Zwischen den Praktiken der „purification“ und der „mediation“ will Latour seine Quasi-Objekte festmachen. Aber noch bläst der Quasi-Wind, noch kreuzen Quasi-Haie. Zunächst also den Quasi-Wind aus den Segeln nehmen. Wem? Sich selbst etwa? Nein, der Sozialwissenschaft! Latour malt ein Comic

und erklärt den Quasi-Soziologen, was ein Dualismus ist. Auf der einen Seite, so Latour, sagt ihr, die Natur sei quasi eine bloße gesellschaftliche Projektion, oder aber ihr behauptet, Gesellschaft sei naturdeterminiert. Die wechselseitige Erklärung der einen Hälfte durch die andere Seite der Unterscheidung, doziert Latour weiter, kann aber nicht befriedigen. Eure „fröhliche Wissenschaft“ taugt selbst dann nichts, wenn ihr den „weichen“ Teil von Gesellschaft mit dem „harten“ Teil von Natur in Beziehung setzt und vice versa. Ja, aber, wenden da die Quasi-Schotten aus Edinburgh ein, wir haben doch den „harten Teil“ der Naturwissenschaft mit der quasi-prägenden Kraft der Gesellschaft erklärt. Lobenswerter Versuch, entgegnet Latour, aber wollt ihr wirklich ernsthaft behaupten, daß die Gesellschaft die Gesetze der Physik produzieren könne? Die Schotten und mit ihnen alle anderen Quasilogen streichen daraufhin die Quasi-Segel. Zufrieden ruft Latour auf das offene Meer, den Quasi-Haifischen entgegen: *„Quasi-objects are much more social, much more fabricated, much more collective than the ‚hard parts‘ of nature, but they are in no way the*

¹ Wer dem soziologischen Gehalt dieses Satzes auf die Schliche kommen mag, der wende sich zunächst an Friedrich Nietzsche selbst: „Die Fröhliche Wissenschaft“ (Köln 1994 ; zuerst Chemnitz/Leipzig, 1882/1887).

arbitrary receptacles of a full-fledged society. On the other hand they are much more real, nonhuman and objective than those shapeless screens on which society - for unknown reasons - needed to be 'projected'.“ Die Quasi-Haifische ziehen unbeirrt von Latours Quasi-Entdeckung ihre Bahnen. Latour holt die Quasi-Harpune heraus und macht Jagd auf sie, d.h. auf 200 Jahre Philosophiegeschichte. Pardon: Auf Quasi-Geschichte. Den Quasi-Haien ist das mehrheitlich egal. Sie sind quasi nur zum Teil noch existent. Das aber stört Latour nicht. Er erledigt zuallererst Kant. Latours Begründung für die Exekution: Kant habe die moderne Dichotomisierung von Natur und Gesellschaft, von Subjekt und Objekt quasi zementiert. Das Kantische Gerede vom unzugänglichen Quasi-Ding und der Erscheinung sei dafür verantwortlich zu machen, so Latour.

Das ständige Insistieren auf Unterschieden liefert Latour den Grund, auch Hegel quasi abzuschlachten. Der ist für Latour sowieso noch schlimmer, weil Hegel mit seiner Rede vom Aufheben der Unterschiede zwar vorgibt, diese zu tilgen und somit Kant in die Quere zu kommen scheint, aber glauben -, glauben will Latour Hegel nicht. Nein, für Latour wird der Abgrund zwischen Subjekt und Objekt mit Hegel quasi nur noch größer. Also: Weg mit Hegel!

Der nächste Quasi-Hai, den Latour

erledigt, sind die Phänomenologen. Die sind schnell aufgespießt. Husserls Behauptung, daß ein Bewußtsein immer ein Bewußtsein von etwas sei, bringt Latour auf die Spur. Bewußtsein von etwas? Deutliche Unterscheidung von Subjekt und Objekt. Rein die Harpune!

Noch Haie da? Ja: Habermas und die Postmodernen. Latour wirft Habermas einen „*fehlplazierten 20. Jahrhundert-Kantianismus*“ (S. 60) vor und schleudert ihm die Harpune quasi mitten ins Herz. Am Ende der Quasi-Harpune, quasi dem Habermaschen Grabstein, hängt ein Etikett: Vor-Moderner! Latour reibt sich die Hände. Die nächsten Haie treten zwar im Rudel auf, erledigen sich dafür aber quasi wie von selbst. „*You have nothing to expect from us*“ (S. 62), winseln ihn quasi Baudrillard und Lyotard, die größten Haie dieser Sorte an. Was, nichts zu erwarten von euch? Latour, der Alleinsegler, steht plötzlich unbedroht am Bug seines Schiffes. Latour poltert: Welche Existenzberechtigung habt ihr dann noch, ihr, ihr, (Latour ringt nach einem schlimmen Kraftausdruck), ihr „*Hyper-Inkommensurablen*“ (S.61), ihr?! Die postmodernen Haie zucken voller ironischer Verzweiflung ihre Quasi-Schultern. Gut, sagt Latour in einem Anflug von Milde und läßt seine Quasi-Harpune sinken: Pennt bis zum Ende des Jahrtausends! Sofort fallen Baudrillard und Lyotard in einen tiefen Schlaf

und werden abgetrieben.

Ist die Geschichte von Latour und seinen Quasi-Objekten damit am Ende? Kann es überhaupt weitergehen? Hat Latour auf der ganzen Linie quasi einen Sieg davongetragen? Ja und nein. Latour ruft: „*Let us stop moving on*“ (S. 62) und macht eine gewagte Halse. Latour segelt nun allein gegen die Strömung. Die größeren Fische mühen sich, an Latours Wendemanöver Anschluß zu finden. Einem gelingt es. Er ist ein besonders großer, gefährlicher und dabei noch sehr intelligenter Fisch: die Semiotik, Semiologie oder der „*linguistic turn*“, kurz: der weiße Hai. Dieser Fisch „*has occupied the best minds of our time for the past half-century*“ (S.63) attestiert selbst Latour und spricht gar respektvoll von der „*Greatness of these Philosophies*“ (dto.). Latour, der Wackere, macht jedoch auch beim weißen Hai quasi eine Schwachstelle aus: „*When we are dealing with science and technology it is hard to imagine for long that we are a text that is writing itself, a discourse that is speaking all by itself, a play of signifiers without signifieds. It is hard to reduce the entire cosmos to a grand narrative, the physics of subatomic particles to a text, subway systems to rhetorical devices, all social structures to discourse*“ (S. 64). Der Bezeichnende bezeichnet den Bezeichneten somit als getroffen: Latour lebt - der weiße Hai ist tot. Tot? Nicht ganz. Der weiße Hai hat eine starke Quasi-Natur (!) und zieht den Alleinsegler

am Quasi-Seil der Quasi-Harpune entlang noch eine Weile mit sich - quasi. Im Vergleich zu *diesem* Hai verblassen alle anderen erlegten Fische, denkt sich Latour und entdeckt, daß hinter seinem Quasi-Boot die Quasi-Abgeschlachteten, die Quasi-Exekutierten - die Quasi-Erledigten also - aus seinem früheren Abenteuer allesamt mitgezogen werden. Nur die Postmodernen nicht. Wir erinnern uns: Die Postmodernen waren ja abgetrieben worden. Wie aber kam die Quasi-Synthese von Semiotik und Subjekt-Objekt-Differenz im Latourschen Alleinsegler zustande? Die Antwort liegt quasi auf der Hand. Latour hatte vergessen, daß die Seilenden seiner Harpunen allesamt mit dem Mast seines Quasi-Alleinseglers verknüpft waren. So konnte Latour zwar die Quasi-Haie töten (Negation), bewahrte sie aber auf (conservare) - als Kadaver hinter sich herziehend. Mitsamt des weißen Haies, mit dem die exekutieren Quasi-Haie durch Latours Alleinsegler vermittelt waren, wurden die Haileichen quasi sogar auf eine höhere Ebene gebracht (elevare). Latour betrachtete die Situation und sah, daß alles irgendwie gut aufgehoben war. Aufgehoben ist! - verbesserte er sich in Gedanken. War? Ist? Ich habe noch etwas vergessen, grübelte Latour. Da muß noch etwas sein. Und als er noch darüber nachdachte, was er wohl vergessen habe, schüttelte es das ganze Schiff durch. Latour droh-

te aus seinem Quasi-Alleinsegler zu fallen. Mit einem Mal stand der Kiel seines Schiffes quasi in der Luft. Als Latour sich über die Reling beugte, sah er, was er vergessen hatte: den Quasi-Wal. Heidegger! - schoß es Latour durch den Kopf. Natürlich. Heidegger, der Quasi-Riese, mußte das Sein haben, das alle anderen vergessen hatten. Heidegger sprach doch nur über das Sein. Aber Latour denkt scharf - wie Heidegger. So merkt Latour, daß Heidegger dem Seienden kein An-Wesen gibt. Das paßt Latour aber nicht in den Kram. Seine Quasi-Objekte ohne Wesen? Nein. Da will Latour doch lieber Heraklit folgen. Beiden west es nämlich aus den Dingen. Für Latour west es überall: „*in subatomic particles, in Adidas shoes as well as in the old wooden clogs hollowed out by hand, in agribusiness as well as in timeworn landscapes, in shopkeepers' calculations as well as in Hölderlin's heretrending verse*“ (S. 66). Und weil also Dinge für Latour doch Wesenheit haben, greift Latour nach seiner letzten Quasi-Harpune. Latour achtet sogar darauf, das Seilende vom Mast loszubinden. Mit aller der ihm möglichen Wucht haut Latour die Harpune in die Schwarte des Quasi-Wals. Dieser stößt darob eine Fontäne aus seinem Luftloch aus - mehr aber auch nicht. Irgendwie ein merkwürdiges Bild, nicht wahr? Das Quasi-Boot auf dem Rücken eines Quasi-Wales macht Latour quasi zum Segler der Lüfte, zum

Quasi-Überflieger. Per Quasi-Seil mit Latours Quasi-Mast verbunden sind: der quasi weiße Hai (nun zur Seite gedrückt vom Quasi-Wal) und die Kadaver der anderen erledigten Quasi-Haie (am Ende der Seilschaft). Damit der Quasi aber nicht genug. Folgen wir Latours Quasi-Argumentation, dann drängt sich quasi eine Frage auf. Wie bekommen wir die Soziologen in die Szene zurück? (Wir erinnern uns: den Quasiologen ging doch die Luft aus - den Segeln). Woher nur die Metaphern nehmen? Sind Metaphern nicht ohnehin bereits Quasis? Was wird hier überhaupt gespielt? Deswegen, (sozusagen, gleichsam, gewissermaßen - quasi eben) ein Exkurs, protokollhaftes (ohne quasi).

Latour sieht vier kritische Repertoires der „Modernen“: die Naturalisierung, die Soziologisierung, den Diskurs sowie die Seinsvergessenheit. Latour zufolge führe es allerdings nur zu jener ironischen Verzweiflung der Postmodernen, wenn diese Ressourcen zwar zusammen verwendet würden, dennoch aber getrennt blieben. So kann Latour fordern: „*They must be pieced together and put to work in shadowing quasi-objects or networks*“ (S. 67). Um dies leisten zu können, sei es notwendig, den Blick zurückzuwenden (mehr noch: zurückzugehen), um damit einen Startpunkt für die wahrhafte Synthetisierung jener Ressourcen zu erhalten, die doch selbst wiederum nur

das Produkt eines Aufeinanderbezogenseins in der Zeit seien. Wie aber ist dieses Unterfangen möglich? Nach Latour nur durch eine andere Konzeption von Zeitlichkeit. Anstelle der Vorstellung einer fließenden, gerichteten Zeit, bei der das Jetzt im Moment des Lesens schon Vergangenheit ist, empfiehlt Latour, Zeit als eine Spirale aufzufassen. Zwar ist diese Vorstellung nicht neu, aber mit einer solchen Zeitkonzeption kann Latour der für ihn verwirrenden Frage aus dem Wege gehen, die sich nach dem herkömmlichen Zeit-Verständnis für Latour immer dann stellt, wenn wir „Dinge aus verschiedenen Zeiten“ (etwa Hammer und Computer) quasi (!) gleichzeitig verwenden: Sind wir nun in dieser oder jener Epoche? Die Dinge *sind* eben nicht punktuell, sondern *im Werden begriffen*.

Um Latours Modell zu komplettieren und näherungsweise zu verstehen, muß folgendes notwendig hinzugefügt werden:

Latour will der Paradoxie der modernen Verfaßtheit entrinnen. Diese besteht seiner Meinung nach darin, daß die Hybride „gereinigt“ werden, also entweder (im ausschließenden Sinne!) dem Subjekt/Gesellschaftspol oder aber dem Objektpol zugeordnet werden. Eine solche Trennung sei jedoch nicht nur künstlich, sondern produziere im Vollzug der Reinigung sofort wieder neue Hybri-

de, die dann wiederum auf einen der beiden Pole zugerechnet werden müssen - *ad infinitum*. Latours Vorschlag ist nun, von der Mitte, d.h. den Hybriden aus zu denken. Die Quasi-Objekte werden so nicht nur zum bloß Dazwischenliegenden degradiert, sondern umgekehrt: Die Subjekt-Objekt Unterscheidung selbst *ist* das Resultat der Hybride, diese sind zum Vermittler geworden. Legt man nun beide skizzierten Modelle übereinander, so erhält man die Figur auf Seite 86 (erinnert sei hier an das erhellende Hinzufügen der Spirale seitens der Referenten!). Somit hat Latour den Dingen eine variable Ontologie gegeben: Das Wesen der Dinge, der „Aktanten“, ist ihr Werden. Oder anders ausgedrückt: Ihr zusammengenommenes Auftauchen („trajectory“) in der Zeit.

Epilog

Latours investigative Quasi-Anthropologie (siehe folgendes Kapitel) hat die Quasi-Objekte sicher vertaut (siehe Eingangszitat). Vor den Quasi-Untiefen gerettet sieht Latour, was die Quasi-Modernen tun, aber getrennt tun müssen, um quasi modern zu sein, quasi modern bleiben zu können. Für Latour gibt es quasi keinen blinden Fleck. Er sieht quasi, was wir auch sehen: „*There is no false consciousness involved, since the moderns are explicit about the two tasks. They*

have to practise the top and the bottom halves of the modern Constitution. The only thing I add is the relation between those two different sets of practices“ (S.40, Hervorhebung M.K.). Wir können beruhigt sein. Latour *tut* quasi nur etwas, was wir (die Modernen) nicht tun, nicht tun dürfen: in Beziehung setzen, Länge und Breite kreuzen. Lassen wir ihn doch tun, könnten wir sagen. Aber am Ende des Latourschen Tuns steht etwas, was uns nicht gleichgültig sein kann: Ein Buchtitel. „We have never been modern“ steht da. Hingesetzt. Hingetan. Hingehauen. Am Ende seines Tuns, seines Kreuzens, liegt er quasi über Kreuz mit der Welt. Jedenfalls mit der Modernen. Auch mit deren Präfix-Verwandten, der vor-modernen, der anti-modernen und der postmodernen Welt. Quasi-Latour *tut* die Welt nämlich sehen, wie die (Präfix-) Modernen die Welt nicht sehen können, aber bearbeiten: Nicht-modern. ●

ERSTER ERFAHRUNGSBERICHT ZUM MENTORENPROGRAMM DER FAKULTÄT FÜR SOZIOLOGIE

von Dietmar Drop und Klaus Amann

Zusammenfassung

In diesem Bericht wird mit Hilfe von Interviewmaterial die bisherige Entwicklung des Mentorenprogramms zusammengefaßt. Nach Meinung der Autoren hat diese Programm einige der zentralen Probleme bei der studentischen Gestaltung angegangen und trägt bei den beteiligten Studierenden dazu bei, Orientierungsschwierigkeiten abzubauen, das Studium besser zu strukturieren und die Studienmotivation zu erhöhen. Auf der Seite der beteiligten Lehrenden ergeben sich jenseits der bisherigen Erfahrungen mit den Studierenden aus Veranstaltungen, Prüfungen und Sprechstunden Einblicke in alltägliche, gleichwohl für das Studieren relevante Probleme.

Die Autoren empfehlen die Fortführung dieses Programms als einen Baustein bei dem Bemühen um eine Verbesserung der Studienbedingungen an der Fakultät.

Einleitung

Der vorliegende Bericht gibt ein erstes Bild von der Umsetzung

des Mentorenprogramms an der Fakultät für Soziologie. Er basiert auf 18 Gesprächen mit MentorInnen und Studierenden und soll als Grundlage für die Diskussion der damit gewonnenen Erfahrungen und der Überprüfung unserer Konzeption dienen. Die Anlage des Mentorenprogramms war zu Beginn darauf ausgerichtet, Studierenden wie MentorInnen innerhalb eines weiten Rahmens die Möglichkeit zu geben, ihre jeweiligen Gruppenaktivitäten als einen Beitrag zur Verbesserung der Qualität der Lehre an unserer Fakultät zu realisieren. In diesem ersten Bericht lassen wir mit Hilfe ausgewählter Gesprächsausschnitte die Beteiligten zu Wort kommen. Da bislang kein offizieller Austausch der MentorInnen über die jeweiligen Gruppenerfahrungen stattgefunden hat, dient dieser Bericht auch zu deren Weitergabe.

Aus den Gesprächen wird deutlich, daß nun eine genauere Aufgabenbestimmung stattfinden kann, da sich einzelne Vorgehensweisen als erfolgreich bzw. weniger erfolgreich erwie-

sen haben. In den Mentorengruppen wurde häufig das Thema Veranstaltungen und Lehre aufgegriffen. Dieser Bericht enthält jedoch keine Veranstaltungs- oder Lehrkritik. Es wird lediglich dargestellt, *ob* und mit welcher Wirkung ein Austausch über Lehre in den Mentorengruppen stattgefunden hat.

1. Ziele und Inhalte des Mentorenprogramms

Das Mentorenprogramm ist im Zusammenhang der vom Wissenschaftsministerium angestossenen Diskussion um die ‚Qualität der Lehre‘ im Sommersemester ’94 aus einer gemeinsamen Initiative von Studierenden und Lehrenden an der Fakultät für Soziologie entstanden. Vier Erwartungen wurden mit seiner Realisierung verknüpft:

1. Eine Verringerung von individuellen Orientierungsschwierigkeiten der Studierenden im Grundstudium und damit verbunden eine Verbesserung der Gestaltung des Studienver-

laufs.

2. Der Abbau von kommunikationsbehindernden Distanzen zwischen Studierenden und Lehrenden.

3. Die Verbesserung des Lehrangebots v.a. im Grundstudium durch die Identifikation von Schwierigkeiten der Studierenden.

4. Eine größere Transparenz des Lehrangebots und der Fakultätsstrukturen für die Studierenden sowie eine genauere Kenntnis der Lehrenden über die vielfältige Zusammensetzung und Erwartungen der Studierenden in ihren Lehrveranstaltungen.

Der Lehr- und Studienbericht des IZHD für die Fakultät für Soziologie führt unter den gravierenden Anfängerproblemen auf: „... einen Überblick über das Fach zu bekommen und in Seminaren und Übungen frei zu reden. Jeder zweite Studierende nennt jeweils große Probleme damit, fast die Hälfte dieser Gruppe bezeichnet sie sogar als sehr groß. Es folgen, von mehr als einem Drittel genannt, Probleme mit der Planung der täglichen Arbeit und mit der Kenntnis und Anwendung wissenschaftlicher Arbeitsweisen und Arbeitsmittel“ (IZHD, S. 65f.).

Hinzu kommt in diesem Bericht die Feststellung, daß die Studierenden rückblickend auf entsprechende Fragen die Auskunft geben, kaum zutreffende Vorstellungen (zwei Drittel) vom Soziologiestudium gehabt zu haben. Dies gilt ganz besonders

für die Anforderungen und den Aufbau des Studiums. Außerdem sieht sich danach „... fast die Hälfte der Lehrenden (!) (...) nicht in der Lage, Vorstellungen der Studienanfänger/innen einschätzen zu können, wobei Professor/innen dies zu einem deutlich höheren Anteil als andere Lehrende angeben. Dies verweist auf ein gravierendes Kontakt- und Kommunikationsproblem, das (wiederum studienrelevant) zu sozialer Distanz und Anonymitätsgefühlen beiträgt“ (a.a.O., S. 62).

Das Mentorenprogramm hat damit offensichtlich einige der brennendsten Probleme des Lehrbetriebs an der Fakultät identifiziert.

Wie wurde dieses Programm organisatorisch umgesetzt?

Finanziert aus Sondermitteln des Ministeriums wurden studentische Hilfskräfte (Dietmar Drop und Silke Weber) eingestellt, um die Studierenden über das Programm zu informieren, die Bildung von Mentorengruppen zu Beginn jedes Semesters zu organisieren, Lehrende anzusprechen, bei Schwierigkeiten mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und schließlich die Durchführung mit der vorliegenden Evaluation zu reflektieren. Anleitung, Stellenbeantragung etc. wurde von Klaus Amann realisiert.

Die Mentorengruppen bestehen aus ca. sechs Studierenden des Grundstudiums und einem Lehrenden, der diese über drei bis vier Semester be-

gleitet. Die Gruppen treffen sich zwei bis dreimal pro Semester. Zum einen haben die Studierenden in der Mentorengruppe die Möglichkeit, ihr Studium in der Auseinandersetzung mit einem sachkundigen Mentor zu reflektieren. Zum anderen wird angestrebt, den Lehrenden eine Rückmeldung über die täglichen Erfahrungen der Studierenden im Lehr- und Lernbetrieb zu vermitteln, um Methoden und Inhalte der Lehre zu überprüfen.

Neuzugänge in den Mentorengruppen:

SS 94	92
WS 94/95	35
SS 95	16
WS 95/96	35
SS 96	15
WS 96/97	25

Das Mentorenprogramm hat seinen Platz zwischen der Studienberatung der Fakultät und der zentralen Studienberatungsstelle der Universität. Im Vergleich zur Studienberatung kann in der Mentorengruppe eine begleitende längerfristige Beratung stattfinden, die über die formalen Aspekte des Studiums, wie z.B. die Frage des Scheinerwerbs hinausgeht. Weiterhin können Studierende auch ohne eine spezielle Fragestellung in die Gruppe kommen und dort im

Austausch mit anderen Studierenden und dem Mentor ihre Fragen diskutieren und Gedanken zum Studieren gemeinsam entwickeln. Die kleine Gruppe und ihr informeller Charakter bietet für die aktive Beteiligung den Vorteil einer niedrigen Hemmschwelle. Im Unterschied zur Studienberatung nimmt der Studierende in der Mentorengruppe nicht automatisch die Position des Fragenden ein, sondern kann auch seine eigenen Erfahrungen an Interessierte weitergeben. Im Vergleich zur zentralen Studienberatungsstelle hat die Mentorengruppe keine psychologisch beratende Aufgabe. Sie wirkt eher dadurch unterstützend, daß Studierende sich mit ihren Studienschwierigkeiten nicht als Einzelne erleben, sondern sehen, daß auch KommilitonenInnen ähnliche Erfahrungen machen.

2. Ideen zur Umsetzung und Funktionsbestimmung der Gruppen

Da es weder für die Lehrenden noch die Studierenden ein vorformuliertes Konzept für die Durchführung der Treffen gab, hatte sich jede Gruppe zunächst mit der Frage auseinanderzusetzen: Was wollen wir eigentlich zusammen tun?

Hier einige Äußerungen der Beteiligten dazu:¹

S: „Also er (der Mentor) wußte genau so wenig wie wir, wie wir da ran gehen sollten und was daraus entstehen soll, weil eigentlich keine Vorgaben da waren. Aber insgesamt hatte ich den Eindruck daß er das auch eigentlich ziemlich gut fand.“

S: „Na ja, ich hab halt davon gehört, daß es das gibt und dachte, das ist vielleicht eine ganz gute Sache, weil man hier ja oft ziemlich orientierungslos rumläuft.“

S: „Ich dachte ich bekomme einen Einblick in ein paar Interna vielleicht, also überhaupt, die ganze Struktur der Fakultät oder Uni, weil man da doch von der offiziellen Seite her sehr wenig kriegt.“

M: „ Ich würde mir zukünftig schon wünschen, daß man das versteht als eine Art Gesprächskreis, daß man sich ein wenig austauscht über Dinge der Studienorganisation. Dann aber auch über inhaltliche Fragen. Durchaus auch über - möglicherweise bestimmte - gesellschaftspolitische Themen, das ist auch gar kein Problem. Also als eine Art Lückenbüßer zwischen den Seminaren zu fungieren. Wenn man das, was in den Seminaren und Übungen nicht primär verhandelt wird oder was aus Zeitgründen oder aus anderen Gründen häufig unter den Tisch fällt, möglicherweise weil Leute sich nicht beteiligen wollen in Seminaren, weil sie eher zurückhaltend sind und so weiter, daß sie die Möglichkeit haben, das hier so ein bißchen aufzufangen.“

M: „Ich würde sie eher nach wie vor in der Arbeit an der strukturellen Gestal-

tung des Studiums sehen, sich mehr Fragen zur Studienform und zur Studienweise zu stellen und mit Problemen, die sich daraus ergeben, umzugehen. Also mit Fragen nach der Leistbarkeit von zwölf oder noch mehr Semesterwochenstunden, je nach Veranstaltungstypus. Dann Fragen der, ja das ist so ein Zwischending, der Gestaltung von Referaten, des Beitragens zu Diskussionen in Seminaren, des Umgangs mit Kritik in Seminaren an Referaten, des Planens von Studienverläufen, solche Fragen, denke ich, sind nach wie vor wichtig.“

S: „Und bei uns kam die einhellige Meinung, daß sie mehr Ansprechpartner für studentische Sachen ist, wenn mal Probleme bei Hausarbeiten zu lösen seien, die nicht mit den entsprechenden Dozenten besprochen werden können. Oder um die Distanz zwischen Studenten und Dozenten ein bißchen abzubauen, daß nicht das Bild von dem Dozenten, der oben steht, da sei. Daß wir gleich einen Einblick ins Unileben auch bekommen, daß wir nicht nur dasitzen, zur Uni gehen, so wie das in der Schule das praktiziert wird, sondern auch ein bißchen dazu angeregt werden, wie es hier läuft und vielleicht dadurch Eigeninitiative ergreifen können, dadurch daß wir Einblick haben.“

Zu den Vorstellungen vom Zweck des Programms gehörte ebenso die Vermittlung einer kritischen Distanz gegenüber „schulmäßigen Anforderungen“ und der Betrachtung des

¹ Die folgenden Interviewausschnitte sind sprachlich geglättete Wiedergaben des aufgezeichneten Gesprächsmaterials. S = StudentIn, M = MentorIn

Studiiums unter ausschließlich „instrumentellen Gesichtspunkten“. Genannt wurde auch der Wunsch, den Studierenden die Fähigkeit zur „Selbstorganisation“ zu vermitteln sowie eine Vorstellung davon, was es heißt, ein „Intellektueller zu sein“. Darüberhinaus wurde den Gruppen eine gewisse Entlastungsfunktion für andere Beratungs- und Auskunftseinrichtungen zugeschrieben, weil das, was in ihnen auf „informeller Ebene“ geregelt wird, auf „offizieller Ebene“ nicht mehr behandelt werden muß. Neben der Orientierungsfunktion wurde die Kontrollfunktion des Mentors genannt, sowie die Möglichkeit, die Distanz zwischen Lehrenden und Studierenden zu verringern und damit schon im Grundstudium Hemmungen bei der Beteiligung an Diskussionen und des Stellens von Fragen abzubauen, was bei vielen erst im Hauptstudium zu erwarten sei. Durch die Mentorengruppe böte sich den Lehrenden die Möglichkeit, einen näheren Einblick in das Studierverhalten und die Studienprobleme zu bekommen und den Studierenden die Chance, einen „Blick hinter die Kulissen“ von Fakultät und Universität zu werfen. In Bezug auf die Bearbeitung von Hausarbeiten wurde die Funktion des Mentors durch die Lehrenden darin gesehen, die Studierenden aufzufordern, Betreuungsleistungen der Lehrenden offensiver in Anspruch zu nehmen, sowie darüber zu disku-

tieren, warum sie sich für bestimmte Hausarbeitsthemen interessieren. Eine Bearbeitung von spezifischen Problemen mit Hausarbeiten, wie im letzten Gesprächsausschnitt formuliert, sollte allerdings unserer Meinung nach ausgeschlossen sein, da dies die genuine Aufgabe für die Sprechstunde des Lehrenden zu seinen Veranstaltungen ist.

3. Beispiele aus den Gruppen

Die Umsetzung in den einzelnen Treffen folgte nun entweder der Vereinbarung bestimmter Themen, oder man traf sich und legte spontan die zu besprechenden Inhalte fest.

S: „Wir hatten überlegt, ob wenn wir uns noch mal treffen, uns vielleicht ein gemeinsames Thema vorher überlegen und uns darauf vorbereiten. Das ist glaube ich aus der Angst, daß man sich trifft und nicht weiß, was man sich zu erzählen hat.“

Wie soll der Mentor/ die Mentorin mit den Fragen und Schwierigkeiten umgehen, die von der studentischen Seite gestellt werden? Welche Themen gehören noch in den Rahmen der Mentorengruppe und welche nicht?

Es zeigte sich schon zu Beginn des Programms, daß es für die Teilnehmer manchmal schwierig ist, sich aufeinander einzustellen. Unter-

schiedlicher Wissensstand, Erfahrung, Alter und Temperamente treffen aufeinander. Studienortwechsler oder Studierende mit einer abgeschlossenen Ausbildung haben andere Interessen als Erstsemester, die gerade erst das Gymnasium verlassen haben. Es können sich schnell Beteiligte als dominant und andere als „sehr ruhige Leute“ erweisen und der Mentor/ die Mentorin sieht sich der schwierigen bis unmöglichen Aufgabe gegenüber, beiden gerecht zu werden. Auch eine gelungene Beziehung zwischen Studierenden und Mentor/In ist nicht selbstverständlich, da viele Erstsemester ihren Mentor auswählen, ohne ihn zu kennen und die Mentoren mit Studierenden zusammentreffen, die sie sich nicht ausgesucht haben.

Das folgende Zitat illustriert ein weiteres Problem:

S: „... bei uns ist es schon immer so, daß er überwiegend redet und dann erzählt. Auch irgendwie um gewisse Schweige - minuten mal zu überbrücken. Also das dauert ja auch seine Zeit bis sich das Ganze ein bißchen lockert. Aber es wird schon von Mal zu Mal besser, das merkt man schon. Beim letzten Mal, das war anders, da war es interessanter und da haben wir auch dann mehr dazu sagen können.“

Erstaunlich oft berichteten MentorInnen, daß es schwierig war, Termine mit den Studierenden abzumachen.

Das heißt, daß die Mentorengruppe in einer starken Konkurrenz mit anderen Studien-, aber auch mit Freizeitaktivitäten steht. Im Rahmen des Studiums wird das Mentorenprogramm vermutlich als weniger wichtig eingestuft. Es gibt keine Scheine, es ist nicht eindeutig ins Studium integriert. Das gleiche gilt natürlich auch für die Mentoren, für die eine Mentorengruppe freiwillige und zusätzliche Arbeit bedeutet und ebenfalls in Konkurrenz zu anderen Arbeitsanforderungen steht. Sie beschrieben ihre Situation teilweise als „*arbeitsmäßig stark eingespannt*“ oder als „*sehr im Druck*“ stehend. Terminprobleme führten dazu, daß der Mentor zu spät zu dem Gruppentreffen kam oder gar nicht erschien. Ein weiteres Problem ist häufig, daß zu den Treffen nur zwei oder drei Studierende kommen. Hier gerät dann die Mentorengruppe schnell in die Nähe einer „normalen“ Sprechstunde.

S: „ ... zu zweit war das sehr intensiv, aber wenn man sich noch mal treffen würde, dann wäre schnell also der Gesprächsstoff aus, denk ich mal so. Insofern ist das sicher angenehmer und auch noch ganz gut so, wenn man mit mehr als Dreien da zusammen sitzt.“

Eine Möglichkeit, diese zu kleinen Gruppen zu vermeiden, wäre sie von vornherein mit ca. zehn Studierenden zu besetzen. Da der

Schwund in den Gruppen jedoch unregelmäßig und nicht vorhersehbar ist, kann diesem nicht mit präventiver Überbesetzung begegnet werden.

Wenn Studierende nicht mehr zu den Treffen erscheinen, stellt sich für den Mentor/die Mentorin die Frage nach den Gründen. In der folgenden Äußerung eines Studenten lassen sich einige Gründe für das geringer werdende Interesse erkennen. Die Gruppe hatte sich durch das Wegbleiben der Studierenden nach dem dritten Treffen aufgelöst.

S: „Ja, er erzählte so ein bißchen was, aber es war immer die Sache: Ja, was können wir jetzt hier überhaupt machen? Es war, glaube ich, so, wenn ich das jetzt mal rückblickend behaupten kann: Man hatte uns bei der Einführungsveranstaltung gesagt, Mentorenprogramm und so, wäre hilfreich, wäre praktisch. Und wir dachten, mein Gott wir kommen an die Uni, och Gott nehmen wir mit. Ohne aber irgendwie Vorstellungen zu haben, was könnte man da machen oder was könnte man da auch sinnvoll über längere Zeit machen. Noch dazu kam, daß wir eigentlich keine, also im täglichen Ablauf des Studiums, keine Probleme hatten, also ich jedenfalls nicht und die anderen soweit ich weiß eigentlich auch nicht. Wir konnten einfach in irgendeiner Weise studieren. Ob das nun die effektivste Methode war, die wir da in jeder Einzelheit gemacht haben, weiß ich nicht, aber auf jeden Fall hatten

wir nicht das Gefühl jetzt muß uns noch großartig was gesagt werden, wo es denn überhaupt lang geht.“ - „Das war schon ganz deutlich, er versuchte uns dann irgendwas zu erzählen, aber irgendwie interessierte es uns doch nicht so brennend. Und daß jetzt der Funke der grossen Sympathie vom Mentor zu uns rüber geschlagen wäre glaube ich auch nicht. Er blieb uns schon relativ fremd, mir persönlich jedenfalls. Er hat so erzählt was man alles so im Studium machen sollte und tun könnte und, ach irgendwie hat das mit mir wenig zu tun gehabt.“

Unabdingbar für den Erfolg der Mentorengruppen ist, daß sich die Beteiligten wechselseitig über ihre Interessen klar werden und verständigen. Der Mentor wurde in diesem Fall als der Informant und Erzähler erlebt, der den Studierenden sagen kann „*wo es denn überhaupt lang geht*“. Dies kann ein Teil der Aufgabe eines Mentors/Mentorin sein. Sie entspricht am ehesten dem vertrauten Muster der Wissensvermittlung aus den Veranstaltungen. In einer Mentorengruppe ist jedoch vom Mentor/Mentorin auch sehr stark die Fähigkeit gefordert, Fragen an die Studierenden zu stellen, die ihre Person und das Erleben des universitären Alltags betreffen. Daß Studierende die Gruppe für sich als überflüssig empfinden, weil sie sich in ihrem Studieren sicher und ausreichend informiert fühlen, zeigt nur, daß auch Studierende in diese Gruppen gehen,

um genau dieses für sich herauszufinden.

Die ersten Treffen werden normalerweise von dem Mentor/der Mentorin durch schriftliche oder telefonische Einladungen organisiert. Am Ende eines jeden Treffens wird der Termin für das nächste Treffen vereinbart. Eine Ausnahme ist das folgende Beispiel:

M: „Wir haben uns bislang erst zweimal getroffen, wobei ich selbst nicht die Organisation dieser Treffen übernommen habe, sondern einem Studenten, den ich sehr gut kenne aus einer Veranstaltung, sozusagen immer wieder das anheim gestellt habe, das zu organisieren, die Leute anzurufen und nachzufragen, ob Bedarf besteht, ob man sich zusammensetzen will. Weil ich fühle mich als Ansprechpartner, aber die Regelmäßigkeit und die Dringlichkeit der Ansprache, die muß von der Gruppe dann selbst geregelt werden.“

In den folgenden Äußerungen lassen sich verschiedene Herangehensweisen erkennen:

S: „Also wir haben einen Termin und einen Ort und dann gucken wir mal was bis dahin so anliegt.“

S: „Wir sind zu dem Schluß gekommen, daß wir einfach so miteinander reden wollen, was uns gerade in den Sinn kommt.“

S: „Wir hatten uns darauf geeinigt, daß wir das ganze eher ein bißchen informel -

ler abziehen und uns jeweils irgendwo treffen oder auch mal einen Kaffee trinken gehen.“

M: „Ich hab das letzte Mal so angefangen, daß ich gesagt hab: ‘das ist keine Lehrveranstaltung hier, sagt was ihr besprechen wollt, sonst mach ich einen Vorschlag’. Und dann kam was.“

In den meisten Gruppen lag die Verantwortung für die Gestaltung der Treffen und deren Inhalte sowohl bei den MentorenInnen als auch bei den Studierenden. Viele MentorenInnen haben gezielt die Gestaltungsinitiative der Studierenden gefordert, um Distanz zu Verhaltensmustern aus den Seminaren zu gewinnen. Dieser Anspruch entsprach auch den Einstellungen der meisten Studierenden. Die gelungene gegenseitige Einbindung des Mentors/der Mentorin und der Studierenden in die organisatorische und thematische Gestaltung der Gruppentreffen ist eine wichtige Bedingung für deren Erfolg.

Die thematischen Inhalte ergaben sich entweder aus spontanen Fragen und Unterhaltungen während der Treffen oder aufgrund kurzfristiger Planung. Dies geschah z.B. dadurch, daß am Ende des letzten Treffens Fragen und Themen für das nächste Treffen gesammelt wurden.

Eine Gruppe einigte sich darauf, daß jeder reihum eine Sitzung bestreitet, indem er oder sie ein bestimmtes Problem (z.B. realistische oder unrea-

listische Erwartungen an die Soziologie) zur Diskussion stellt. Zwei inhaltliche Bereiche hatte diese Gruppe zum Zeitpunkt des Interviews ausgeschlossen. Dies war zum einen die Beschäftigung mit konkreten Arbeitsvorhaben der Studierenden, wie z.B. einem bevorstehenden Referat oder die Bearbeitung eines Buches, da dies wieder ein „gewisses Maß von Vorbereitung nötig“ machen und „vom Zuschnitt her zu fachlich“ würde. Zum anderen die eher formalen Aspekte des Studiums, die von der Studienberatung abgedeckt werden. Alles in allem kann dies Beispiel als gelungener Versuch einer Konzeption gelten, die den Anspruch hat, alle Gruppenmitglieder aktiv in die Gestaltung einzubeziehen. Die dabei erschlossenen thematischen Bereiche und Herangehensweisen liegen außerhalb von denen in Seminaren und Studienberatungen und können diese ergänzen.

4. Orientierung verschaffen, beraten, Wichtiges für das Studieren erfahren

4.1 Orientierung verschaffen

Die konkrete Ausgestaltung einzelner Studienplanungen und -verläufe sind in verschiedenen Gruppen immer wieder thematisiert worden. Dabei geht es weniger um die langfri-

stige Planung als vielmehr um Orientierungen und Orientierungshilfen durch die Problematisierung des aktuellen Studierverhaltens. Dieses Studierverhalten zeigt sich z.B. an seiner thematischen Ausrichtung oder am individuellen Stundenplan. S: *„Ja wir hatten das so ein bißchen, daß man im ersten Semester, ja macht man auch viel Fehler, daß man sich zu viel auflädt, Veranstaltungen. Und er hat halt auch den Fehler gemacht, mit ich weiß nicht 24 Wochenstunden oder so. War dann nur am rumrasen und ich hatte zuerst auch mehr und hab dann ein bißchen abgespeckt und für mich ein bißchen umstrukturiert.“*

Im folgenden Beispiel berichtet ein Mentor von einem Gespräch mit Erstsemestern:

M: *„Und ich frage so, wie tatsächlich studiert wird ..., sie sollten uns in einem Wort möglichst sagen, wie es gewesen wäre. Und sie haben beide zum Wort chaotisch gegriffen und sich das zugleich selbst zugerechnet. Sie haben nämlich gesagt, 'also ja ist ganz klar, ich hab viel zu viel gemacht'. Und was war der Punkt? Zugepackt mit völlig disparaten Stoffen, frustriert darüber, daß das ja alles so interessant sei, sie aber noch nicht über die Kompetenz verfügen, darauf eine Perspektive zu gewinnen, das heißt, beurteilen zu können, was für einen Stellenwert das jetzt hat, im Verlauf des Studiums, im großen Pool des soziologischen Wissens...“*

Die Orientierungsleistung des Mentors bestand im weiteren Verlauf des Gruppentreffens darin, daß er nicht nur sagt, welche Fehler beim Studieren gemacht werden können, sondern zum einen Kriterien vermittelt, welche die Studierenden in die Lage versetzen, die Veranstaltungen im 'Wert' für ihr Studium zu unterscheiden, und zum anderen ein „Zweipunkteprogramm“ für eine Studienstrategie formuliert: wie „Beschränkungsschritte“ und „Entfaltungsschritte“ sinnvoll in den Studienablauf integriert werden können.

Gesuchte Anhaltspunkte für das Studieren ergeben sich daneben aus der Frage nach dem Umgang mit der Literatur - und Themenvielfalt in der Soziologie. Kontroverse Meinungen finden wir hier zur Eignung von Leselisten als Orientierungshilfe. Ausgangspunkt in einer Gruppe war die Schilderung eines Studierenden, daß er viel Zeit damit verbringt, sich zu entscheiden, welche Bücher wichtig sind und welche nicht. Ein damit verwandtes Problem, von einem anderen Studierenden eingebracht, war das Gefühl, „nie genug zu wissen und eigentlich noch dies oder das zu lesen“ und „beim Lesen des einen Buches schon das nächste im Auge“ zu haben. Der Kommentar des Mentors lautete zunächst, daß dies für Soziologen nicht ungewöhnlich sei und das dieses Gefühl das ganze Berufsleben über andauern kann; daß

man sowohl mit der schwierigen Auswahl aus der Vielfalt der Literatur umzugehen lernen müsse, als auch damit, über die Breite des Fachgebiets „nie genug zu wissen“.

Im weiteren Verlauf der Diskussion des Problems in der Mentorengruppe und durch Gespräche mit einem Mentoren und einer Mentorin außerhalb der Gruppe kristallisierten sich drei verschiedene Umgangsweisen heraus. Die erste Möglichkeit entstand aus der Entdeckung eines Studierenden, daß es für Philosophen eine Leseliste mit den einschlägigsten Werken gibt, worauf der Mentor darauf hinwies, daß es von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie eine ähnliche Leseliste gibt, um einen Überblick über die grundlegende Literatur zu bekommen.

Eine weitere Möglichkeit war die Idee einer fakultätsinternen Liste. Als Ordnungsmuster würden bestimmte Theorierichtungen fungieren. Jeder Theorierichtung werden einige einschlägige Werke zugeordnet. Um sich einen Überblick über die verschiedenen Denkweisen von Soziologen zu verschaffen, könnten Studierende sich jeweils einem Werk aus einer Theorierichtung zuwenden.

Die dritte Möglichkeit des Umgangs mit der Suche nach Orientierung im weiten Feld der Literatur und Theorierichtungen macht die folgende Meinung einer Mentorin deutlich:

M: *„ Leselisten verteilen hielt ich nicht*

für meinen Stil. Wichtiger fände ich, den Leuten zu vermitteln, wie man eigentlich sich selbst eine Leseliste erstellt. Und nicht eben eine Leseliste und zu sagen: 'das ist die Literatur, die gelesen werden muß und dann bist du ein Soziologe'."

Das folgende Zitat zeigt, daß Studierende nicht nur einen Überblick über die Vielfalt der soziologischen Theorien suchen, sondern auch bewertende Stellungnahmen des Mentors, bezüglich der Wichtigkeit von Theorien:

S: „Wir haben dann ein bißchen versucht, rauszukriegen, was er so für Theorien für wichtig hält, daß man die lernt sozusagen in 'Theorien der Soziologie', aber so genau konnte er sich da natürlich auch nicht festlegen. Aber er hat so ein bißchen erzählt, was er meint was man da wissen könnte."

4.2 Beraten: Schwierigkeiten und Motivation

S: „Also, als wir uns das erste Mal getroffen hatten, da war ich gerade für mich an so einem Punkt angekommen, wo ich das Studium abbrechen wollte. Eigentlich nicht ganz ernsthaft, aber wo ich dann doch das insgesamt in Frage gestellt hab, ob ich überhaupt studieren will. Ich bin ja über den zweiten Bildungsweg hier. War erst mal geschockt von der Masse und Unpersönlichkeit. Also das fand ich dann schon ein bißchen motivierender, von anderen auch zu hören, daß sie ähnliche Erlebnisse gehabt

haben. Ja, so allgemein würde ich sagen, mitgekriegt, daß man nicht so schnell aufgibt. Das war dann für mich schon ein sehr positiver Effekt, weil wenn man allein hier durch die Halle läuft und hat 'ne Krise, dann wird das bestimmt nicht besser."

Neben solchen grundsätzlichen Motivationsproblemen wird Verdruß mit Verständnisschwierigkeiten der Veranstaltungstexte thematisiert. Eine Umgangsweise mit diesem Problem war das exemplarische Lesen und Durchsprechen einzelner Texte in den Mentorengruppen. Trotz des Erfolges im Bezug auf ein besseres Verständnis der Texte nach der Bearbeitung in den Mentorengruppen ist diese Vorgehensweise problematisch, da Mentor/Mentorin zur ErsatzveranstalterIn werden. Zwar bekommen die Studierenden in der Mentorengruppe eine sehr intensive Textbetreuung, aber das Wissen über die Ursachen der Verständnisschwierigkeiten wird auf diese Weise nicht in die Veranstaltung zurückgegeben, so daß der Veranstalter und die Studierenden, die nicht in der Mentorengruppe sind, daraus keinen Nutzen ziehen.

Ziel des Mentorenprogramms soll aber auch die Rückmeldung von Schwierigkeiten in die Veranstaltungen sein. Das folgende Zitat aus einem Interview mit einem Mentor veranschaulicht dieses Konzept.

M: "Da würde ich eher so reagieren, daß ich sage: 'definiert mal das Problem, womit kommt ihr nicht klar, und dann erzählt ihr mir das. Und jetzt hör ich euch überhaupt nicht mehr zu. Damit geht ihr in die Veranstaltung und sagt das diesem Veranstalter'."

Selbstverantwortliches Studieren, die Distanz zwischen schulischem und akademischem Arbeiten und Lernen zu überwinden, ist selbstverständlich Gegenstand der Mentorengruppen. Im Studium müssen Themen selbst ausgewählt, Leistungsziele selbst gesteckt und der eigene Studienverlauf geplant werden. Das Ziel der gemeinsam erarbeiteten Studienleistung bezieht sich hier auf die Kooperation zwischen dem Studierenden und dem Mentor, aber auch auf die Studierenden untereinander. Sie betrifft z.B. den Austausch von Wissen und Erfahrungen über die unterschiedlichen Studienplannungen, die verschiedenen Techniken des wissenschaftlichen Arbeitens, den Besuch von Veranstaltungen, die Auswahl von thematischen Schwerpunkten, die verschiedenen Anschauungen, was Soziologie ist, oder die Art der eigenen Studienmotivation.

Die gemeinsame Beratung und Diskussion über das Verständnis von Soziologie scheint eine geeignete Strategie, sich über die unterschiedlichen Erwartungen an das Studium wech-

selseitig klar zu werden:

M: „Wir haben eine Sammlung gemacht: Vorstellungen davon, was Soziologie ist. Die erfreulich buntscheckig ausgefallen ist. Also, das ist dann halt für jemanden, der bei Emnid gearbeitet hat, was ganz anderes als für jemand der aus der Schule kommt und Geschichte Leistungskurs gemacht hat.“

M: „Der Sechste, der ist jetzt im zweiten Semester. Und der hatte dann zur Diskussion gestellt, inwieweit er eigentlich realistische oder unrealistische Erwartungen an die Soziologie hat, in bezug auf die Funktion der Soziologie als Gesellschaftswissenschaft in der Gesellschaft. Also Praxisbezug, politische Relevanz und so weiter. Und der Ausgangspunkt war wohl, daß er mal an so einem sogenannten Zukunftsworkshop mitgemacht hat, die damals von Robert Jungk, diesem Zukunftsforscher organisiert worden waren, und wo bestimmte gesellschaftliche Probleme aufgegriffen wurden. Man versuchte da sozusagen Lösungen zu erarbeiten.“

Das ist sehr lebhaft und natürlich auch zum Teil kontrovers diskutiert worden. Also ich denke schon einfach deswegen, weil das natürlich ein Problem ist was jeder Anfänger in der Soziologie hat und was ja für Soziologiestudenten auch nicht untypisch ist, obwohl es etwas verbläßt ist. Ein Teil der Studienmotivation ist ja häufig auch in gewisser Weise politisches Engagement und politisches Interesse. Dann stellt sich natürlich sofort das Problem, welche Rolle spielt Soziologie als wissenschaftliche Beobachtungs-

instanz. Also was dabei abgehandelt wird, ist das Selbstverständnis von Soziologie, das sich dann entwickelt.

4.3 Wichtiges für das Studieren erfahren

Daß die MentorInnen die Gelegenheit des Gruppentreffens nutzen, um aus ihren Erfahrungen als ehemals Studierende und Lehrende zu erzählen, wird nicht nur, wie weiter oben angedeutet, als ein Lückenfüller für fehlende Themen praktiziert. Vielfach scheinen die Mentorengruppen auch geeignet, eigentlich freizugängliches, aber nicht in Erfahrung gebrachtes Wissen fürs Studieren durch diese Erzählungen zu transportieren. Dies gilt z.B. für die Möglichkeit von Studiengruppen als Form des selbstorganisierten Lernens. Dies gilt aber auch für die Strukturen der Fakultät, deren historische Dimension, die Forschungsthemen, die an der Fakultät von wem bearbeitet werden, die inhaltlichen Zusammenhänge der Bereiche usw.

M: „Oder auch von Namensnennungen, also das und das passiert hier an der Fakultät, also Dinge, die ich sehr vermisst hab in meinem eigenen Studium hier, daß ich nie wußte, wer was macht und wer wo hingehört. Dieses Thema ist eines, das bei unserem letzten Treffen explizit aufgetaucht ist. Wie ist die Fakultät aufgebaut, wer gehört zu wem, wer macht was.“

S: Und jetzt beim zweiten Mal hatten wir diese Fragebögen zur Veranstaltungskritik. Da haben wir ein bißchen diskutiert, strukturelle Sachen auch: Professoren, Verwaltung, wissenschaftliche Mitarbeiter. Wie das aufgebaut ist, wer wem zugeordnet werden kann oder welchem Bereich. Das war das erste Mal ganz interessant.“

5. Effekte: Anonymität verringern, Hemmschwellen herabsetzen

Frage: „War es bisher so, daß du sagen kannst: die Mentorengruppe war für dich in irgendeiner Weise in irgendeinem Bereich des Studiums 'ne Hilfe?“

S: „Also, erst mal die Distanz ist nicht mehr so stark zu den Professoren. Also man sieht auch schon, daß die einfach nur älter sind und deshalb auch irgendwie weiter sind. Das ist erst mal so mein Punkt gewesen und es ist jetzt schon so: wenn ich irgend was hätte, würde ich schon an ihn herantreten. Also ich hätte da nicht so die Hemmschwelle. Und er ist eigentlich auch nicht einer der sich so distanziert, der sich selbst als Respektsperson sieht bei uns. Er versucht das schon, sich uns irgendwie anzunähern.“

Die Informalität der Gruppen ermöglicht einen persönlichen Kontakt, bei dem die Lehrenden etwas über die studentischen Aktivitäten jenseits des Studienbetriebs erfahren,

Studierende ganz konkrete Berufsbiographien kennenlernen, etwas über Arbeitsgewohnheiten und Arbeitsleistungen der Lehrenden erfahren. Oder auch über deren Erfahrungen in Seminaren:

S: „Also so z. B. hat R. erzählt wie er die Studenten sieht. Daß zum Beispiel viele nicht vorbereitet sind, wenn sie bei ihm im Seminar sitzen. Oder daß es sich vor dem Diplom oder so aufspaltet in Studenten, denen man wohl anmerkt, daß sie sehr wenig gemacht haben und andere, die sehr gut sind, aber das Mittelfeld fällt ziemlich aus, meinte er.

Ansonsten hat er uns dann ein bißchen ausgefragt, was wir hier machen an der Uni, was wir für Präferenzen haben. Ich wußte es gar nicht so genau.“

M: Ja, vielleicht dieser Überraschungseffekt, mit wem hab' ich es hier eigentlich zu tun. Also, wenn ich nächstes Semester die (Name der Veranstaltung) wieder mache, hab ich vermutlich ein anderes Bild von Studenten im Kopf, wenn ich diesen, so wie man das ja nun alltagsweltlich tut, diesen statistischen Zufall hier verallgemeinere und mir sage, ja die Hälfte von denen, die sind nur ein Tucken jünger als du und die kommen nicht von der Schule und die kommen mit einem, unter Umständen, mit einem stärkeren Berufsinteresse und weniger mit einem intellektuellen Interesse hier in diese Fakultät, also eine Korrektur meines Images von Studenten könnte der wesentliche Effekt sein.“

6. Einige vorläufige Schlußfolgerungen und Empfehlungen

Die konzeptuelle Anlage des Mentorenprogramms zielte weder auf eine großflächige, noch auf spektakuläre Veränderungen des Lehr- und Lerngeschehens an unserer Fakultät. Sein Ziel war und ist es, auf der Ebene des universitären Alltags relativ triviale und zugleich die Lernqualität beeinträchtigende, gleichwohl nur mittel- und langfristig abzumildernde Problemlagen des Soziologiestudiums anzugehen. Nachdem auch der mit umfangreichen Erhebungsleistungen erstellte Lehrbericht des IZHD die Problemlagen weitgehend identisch beschreibt (hierzu gehört auch die noch nicht erwähnte geringe Studiererfolgsquote), bleibt unseres Erachtens den zu Beginn genannten Zielsetzungen nichts hinzuzufügen.

Allerdings wäre zu überlegen, ob die in früheren Jahren intensiv genutzte Möglichkeit von selbstorganisierten Studiengruppen nicht auch über die Organisatoren des Mentorenprogramms als eine sinnvolle und motivierende Lernform innerhalb des Studiums an die Studierenden herangetragen werden soll. Dabei ist vor allem an eine gezielte und ausführliche Information der Studierenden über diese Möglichkeit zu denken.

6.1 Inhaltliche und formale Ausgestaltung

Die im dritten Kapitel zusammengefaßten thematischen Aspekte der bisherigen Mentorengruppen ('Orientierung verschaffen, beraten, Wichtiges für das Studieren erfahren') erscheinen als adäquate Elemente, um die Ziele des Mentorenprogramms zumindest bei den daran Beteiligten zu erreichen.

Wir empfehlen ausdrücklich *nicht*, dieses Angebot für alle Studierenden obligatorisch zu machen. Vielmehr wäre es wünschenswert, wenn alle Lehrenden, insbesondere auch die StudienberaterInnen der Fakultät, die eine entsprechende Problemlage bei einzelnen Studierenden identifizieren, diese selbst auf das Angebot des Mentorenprogramms aufmerksam machen.

6.2 Organisatorische Ausgestaltung

Die konkrete Umsetzung des Programms sollte auch weiterhin in den Händen von motivierten Studierenden bleiben. Es kann nicht die Aufgabe von Lehrenden sein, die Studierenden mit den Möglichkeiten und Modalität dieses Orientierungsprogramms vertraut zu machen. Soll das Mentorenprogramm auf Dauer gestellt werden, ist eine Sicherstellung von studentischen Hilfskraftmitteln im Umfang von 10-15 SWS notwendig. Dieser Zeitaufwand fließt in die Vorbereitung und Durchführung von Informationsveranstaltungen zu Be-

ginn des Semesters, die Koordination von Gruppen, Sprechstunden für Studierende und MentorInnen im laufenden Semester, den persönlichen Kontakt zu den MentorInnen sowie die Fortsetzung der Evaluation des Programms. Probalber wurde nun auch von einem der Hilfskräfte eine eigene Mentorengruppe initiiert.

6.3 Weitere Empfehlungen

Es ist zu überlegen, ob nicht gerade jetzt mit der Erneuerung von Prüfungs- und Studienordnung ein günstiger Zeitpunkt wäre, um eine gemeinsame Diskussion über die didaktische Umsetzung der Lehrveranstaltungen im Grundstudium, insbesondere aber der Veranstaltungen, die von Erstsemestern typischerweise frequentiert werden (müssen), zu führen. In verschiedenen Gesprächen wurde hier eine Vielfalt von Unsicherheiten, Unklarheiten und Mißmut auf Seiten der Studierenden hörbar. Gerade in den ersten Veranstaltungen, die die Studierenden an der Fakultät besuchen, sind besondere Anstrengungen für Vermittlung, Motivation und Partizipation erforderlich. •



Hagenbruchstr. 7 33602 Bielefeld Tel. 17 50 49

QUALITÄT DER LEHRE?

Zur Dysfunktionalität von Referateseminaren

von Tobias Ellenberger

Wer einen anspruchsvollen soziologischen Essay goutieren möchte, wird gebeten, weiterzublättern. An dieser Stelle wird eine rein subjektive Auseinandersetzung mit der Qualität der Lehre an unserer Fakultät stattfinden. Um den Rahmen nicht zu sprengen, werden hier Sinn und Funktion einer speziellen Art von Veranstaltung, dem Referateseminar bzw. der Referateübung im Mittelpunkt stehen. Es geht ausdrücklich nicht um eine auf die Soziologie in Bielefeld bezogene Mikroanalyse der Auswirkungen von Strukturen der scientific community auf die Qualität der Lehre mit ihren zahlreichen zynischen Implikationen; dies ist an anderer Stelle zu leisten. Ebenso wenig soll es um inhaltliche Fragwürdigkeiten oder didaktische bzw. rhetorische Schwächen von Dozierenden gehen. Diese Sachverhalte sind allgemein bekannt und nicht in der Lage, die eklatanten qualitativen Mängel in vielen Lehrveranstaltungen unseres Faches plausibel und umfassend zu erklären.

In diesem Artikel soll vielmehr dargestellt werden, warum das allgemeine Qualitätsniveau von Lehrveranstaltungen maßgeblich durch eine ungeeignete Art der Vermittlung von Lerninhalten beeinträchtigt wird,

nämlich referatezentrierten Seminaren (im Hauptstudium) bzw. Übungen (im Grundstudium). Ich werde aufzeigen, daß die Beeinträchtigung der Qualität in dieser Art von Veranstaltung primär nicht durch spezifische inhaltliche oder formale Unzulänglichkeiten bedingt ist, sondern durch eine grundlegende Dysfunktionalität, die im Wesen dieser Veranstaltungsform selbst angelegt ist. Aus diesen Schlüssen werde ich die Begründung dafür ableiten, daß herkömmliche Versuche der Qualitätssicherung wie maschinenlesbare Fragebögen o.ä. unfruchtbar sind, da sie - so sie nicht bereits im Vorfeld an kollektiver Indifferenz scheitern - nicht im Entferntesten auf die Erkennung des eigentlichen Kerns des Problems hinarbeiten können. Schließlich werde ich eigene Ideen zur Verbesserung der unbefriedigenden Situation darstellen, die jedoch eher an Anregungen zur Diskussion denn als Komplettlösungen verstanden werden sollen.

Die Bielefelder Fakultät für Soziologie genießt einen hervorragenden Ruf, und dies nicht nur auf dem Gebiet der Forschung. Fachschaft und Studienberatung werden denjenigen, die an der Aufnahme eines Soziolo-

giestudiums in Bielefeld interessiert sind, nur wenig Negatives zu Lehre und Rahmenbedingungen zu erzählen wissen. Doch nur ein verschwindend geringer Bruchteil aller Neuimmatrikulierten wird hier jemals ein Diplom bekommen. Hierfür scheint es drei wesentliche Ursachen zu geben:

1. Soziologie scheint immer noch ein höchst attraktives Fach für diejenigen zu sein, deren Hauptstudieninhalt die kostengünstige Nutzung des öffentlichen Nahverkehrs ist.
2. Soziologie ist ein sehr abstraktes und schwer durchschaubares Studienfach, und kein/e StudienanfängerIn weiß vor Aufnahme des Studiums, was Soziologie eigentlich ist.
3. Die Lehrveranstaltungen in der Soziologie sind in sehr vielen Fällen nicht in der Lage, soziologische Inhalte in angemessener Weise zu vermitteln und zu veranschaulichen.

Um soziologische Theorien und soziale Sachverhalte zu eigenem Wissen zu transformieren, muß - im Vergleich zu vielen anderen Fächern - sehr wenig gelernt und sehr viel verstanden werden. Unser Curriculum reagiert auf diese Tatsache, indem wenige Vorlesungen (die primär Faktenwissen vermitteln sollen) und

viele Übungen bzw. Seminare angeboten werden. Übungen und Seminare dienen im wesentlichen dem Zweck, Zusammenhänge zu erörtern und zu verstehen. Konkreter: Hier - und nur hier - soll aufgezeigt und praktiziert werden, was den/die SoziologIn von dem/der Spiegel-LeserIn unterscheidet: soziologisch denken, soziologisch verstehen, soziologisch analysieren. Fundierte Diskussionen über zu lesende Texte und mit Sicherheit ein gutes Gefühl, Zusammenhänge erarbeitet und erkannt zu haben, sind die Ziele dieser Veranstaltungsform. Referate sollen dazu dienen, die zu lesenden Texte für die Diskussion handhabbarer zu machen und sich Fragen und Problemen gezielter zu nähern.

Wie wir alle wissen, sieht die Realität anders aus:

1. Die Referate sind meistens schlecht. Entweder sind sie zu lang, so daß kein Raum mehr für eine angemessene Diskussion bleibt. Oder sie stellen lediglich eine Zusammenfassung des von allen zu lesenden Textes dar, so daß für die restlichen TeilnehmerInnen kein Anlaß besteht, diesen Text vorzubereiten. Oder sie behandeln völlig andere Sachverhalte als der eigentlich zu lesende Text, so daß die TeilnehmerInnen sich fragen müssen, wozu sie diesen eigentlich gelesen haben. Oderoder...

Dieser Sachverhalt ist trivial und wird gern als Begründung für die ge-

ringe Qualität eines Seminars angewandt.

2. Die Diskussionen sind meistens schlecht. Es wird im Trüben gefischt, im Kaffeesatz gerührt, frisch aus der Neuen Westfälischen oder vom Freund, den man gestern zufällig traf, erworbenes Wissen zum besten gegeben... Immer gern genommen sind auch länger andauernde Dialoge zwischen einer Studierenden und der jeweils lehrenden Person, in denen es gewöhnlich um Inhalte geht, die bestenfalls in der äußeren Peripherie des eigentlichen Sitzungsthemas anzusiedeln sind. (Ganz zu schweigen vom Arroganz- und Profilierungsverdacht, dem sich Studierende in solchen Situationen oftmals und selten zu Unrecht aussetzen.) Während dieser „Diskussionen“ verhält sich die Mehrzahl der Anwesenden gewöhnlich äußerst schweigsam; ein Phänomen, das Lehrende bisher stets vergeblich versuchten aufzuklären. Man kann annehmen, daß dieses Verhalten meist als Desinteresse am Thema (oder als Ausdrucksweise persönlicher Probleme...?) ausgelegt wird, ohne daß die Lehrenden diese Erklärung sonderlich befriedigen würde. Ich glaube vielmehr, daß es sich um eine latente Unzufriedenheit mit der gesamten Situation, mit der Vorgehensweise bei der Erarbeitung eines Themas handelt. Doch diese Unzufriedenheit wird nur selten geäußert, denn Wissenschaft ist so und Semi-

nare sind schon immer Referateseminare gewesen; außerdem hat man nach Ende des Seminars das befriedigende Gefühl, daß man für sein gutes Gewissen, diese Veranstaltung besucht zu haben, wieder einiges geleistet hat (man ist nicht eingeschlafen, nicht zwischendurch rausgegangen, um eine zu rauchen etc.).

Ich mag etwas satirisch geworden sein; Beobachtung von Unzufriedenheit entbehrt meist nicht einer gewissen Komik. Doch die Lage ist nicht wirklich lustig, wenn viele Veranstaltungen in einem an sich interessanten Studium das Prädikat „mangelhaft“ verdienen.

Zur Beseitigung der Ursachen von Mängeln in der Lehre wird viel finanzieller und administrativer Aufwand betrieben; beispielsweise wurden im Rahmen des vom Ministerium gesponserten „Qualität der Lehre“-Programms wiederholt von Lehrenden und Studierenden gemeinsam entwickelte Fragebögen in allen Veranstaltungen verteilt, die u.a. nach Gründen des Abbruchs von Seminarbesuchen fragten. Zählbare Ergebnisse wurden kaum erzielt, da lediglich nach der Zufriedenheit mit dem Verhalten von Lehrenden (gute Vorbereitung, fachliche Kompetenz etc.) und Studierenden gefragt wurde, hierbei aber keine signifikant negativen Ergebnisse feststellbar waren. Ein gewisser Grad an Unzufriedenheit insbesondere mit dem Diskussionsverhalten (v.a. von Studie-

renden) war zwar aus den Ergebnissen abzulesen, doch deren Ursachen waren bei der Diskussion der Ergebnisse in den jeweiligen Veranstaltungen (so sie denn stattfanden und nicht aus höflichem Schweigen bestanden) kaum zu ermitteln. Sicher: Es gibt sowohl Lehrende, die sich nicht gerade durch eine intensive Vorbereitung und eine konstruktive Moderation von Diskussionen auszeichnen, als auch Studierende, deren Drang zur Selbstdarstellung auf unterentwickelte Sozialkompetenz schließen läßt. Doch der Kern des Problems, die Ursache von Langlei- und Desinteresse liegt in sehr vielen Fällen in der Natur der Veranstaltungsform.

Doch die kollektive Unzufriedenheit in den meisten (sicher nicht allen) Referateseminaren und -übungen stellt eine gigantische Verschwendung von Ressourcen dar: Zeit, Geld (Opportunitätskosten!) und vor allem Arbeitsmotivation.

Drei wesentliche Einflußfaktoren auf Arbeitsmotivation sind Aufmerksamkeit, Konzentration und Interesse am Thema.

Interesse am Thema zu wecken bzw. vorhandenes Interesse nicht ins Leere laufen zu lassen, dieses Ziel ist nur durch aktive Einbindung der TeilnehmerInnen statt passiver (Nicht-)Rezeption von wiedergekäuten Inhalten zu erreichen. Offensichtlich ist die Veranstaltungsform Referateseminar/-übung nicht in der Lage, die-

ses Interesse in angemessener Weise zu produzieren, da sie nicht in der Lage ist, die Teilnehmenden (bis auf den/die ReferentIn natürlich) zu aktiver Teilnahme zu animieren.

Konzentration und Aufmerksamkeit entstehen durch ein spannendes, dynamisches Vorgehen, in das man sich persönlich eingebunden und in irgendeiner Weise verantwortlich fühlt. Zudem können neue, ungewöhnliche Präsentations- und Arbeitstechniken durchaus überraschend und motivierend wirken.

Zur Kardinalfrage: Welche Möglichkeiten zur Verbesserung, welche Alternativen zum Status quo gibt es? Zunächst möchte ich betonen, daß hier nicht die komplette Abschaffung der Veranstaltungsform Referateseminar propagiert werden soll. Allerdings sollten alternative Veranstaltungsformen implementiert und -verwegene Hoffnung - institutionalisiert werden.

Meine Vorschläge gliedern sich also in zwei Bereiche: Zunächst soll aufgezeigt werden, wie Referateseminare effektiver gestaltet werden können, um dann alternative Möglichkeiten des Erwerbs soziologischer Fachkenntnisse aufzuzeigen.

1. Die Referate müssen besser werden. Ich glaube, Referate sind ursprünglich eingeführt worden, um einen Sachverhalt oder eine Fragestellung anhand eines oder mehrerer Texte für die Veranstaltung handhab-

bar, also diskutierbar zu machen. Sie sollen kurz sein (viele VeranstalterInnen geben als Richtwert zwanzig Minuten vor) und dennoch alle wesentlichen Aspekte klar, flüssig und transparent darstellen. Diese Kriterien werden meist nicht erfüllt; die zahlreichen Möglichkeiten des Scheiterns von Referaten im Hinblick auf diese Ansprüche zu schildern, würde hier sicherlich den Rahmen sprengen. Diese Tatsache ist dadurch begründet, daß der/die Studierende nirgends (auch nicht in der sogenannten „Einführung in die Techniken wissenschaftlichen Arbeitens“) deutlich und anschaulich vermittelt bekommt, nach welchen Kriterien ein Referat zu halten ist und sich in den meisten Fällen nicht bewußt macht, daß ein Referat nicht nur für ihn/sie selbst (als Voraussetzung zum Erwerb eines Scheines) sondern auch für alle anderen in der Veranstaltung eine zentrale Funktion hat.

2. Nicht nur der/die ReferentIn, sondern auch die TeilnehmerInnen an der Veranstaltung müssen ein Mindestmaß an dieser vielzitierten „intrinsischen Motivation“ an den Tag legen - oder zuhause bleiben. Seminare verlangen nun mal mehr aktive Mitarbeit als Konsumbereitschaft. Ohne diese aktive Mitarbeit hat niemand Nutzen vom Besuch eines Seminars, auch man selbst nicht. (Intrinsisch motiviertes Verhalten schließt in diesem Fall übrigens nicht nur eine redselige Diskutierfreudigkeit,

sondern auch eine gute Vorbereitung mit ein.)

3. Man kann auf Referate auch ganz verzichten. Kleingruppendiskussionen über den/die zu lesenden Texte innerhalb der ersten 20 bis 30 Minuten des Seminars haben meiner Erfahrung nach zwei positive Effekte. Zum einen wird jede/r TeilnehmerIn dazu gebracht, den Text zu lesen und etwas dazu zu sagen. Zum anderen wird die folgende Plenumsdiskussion weitaus lebhafter und produktiver. Plötzlich steht nicht mehr das Problem, die Diskussion überhaupt in Gang zu bringen, im Mittelpunkt, sondern vielmehr die Frage, wie eine sinnvolle Strukturierung der zahlreichen wichtigen Aspekte eines Themas sowie der Fragen und teilweise konträren Anschauungen dazu überhaupt möglich ist. Und das ist die Richtung, in die es ja auch eigentlich gehen soll, nicht wahr!

4. Als sehr nützlich hat sich auch die Etablierung von Diskussionsforen unterschiedlichster Art erwiesen, die - je nach individuellen Ansprüchen und Bedürfnissen - formell oder informell, in beiden Fällen jedoch durchaus erfolgreich sein können. Wer sich abends zum Bier trifft, um soziologische Sachverhalte zu erörtern, schafft eine zwanglose und nicht-leistungsorientierte Atmosphäre, muß allerdings Wert auf ein Mindestmaß an Strukturierung legen, um bei fortgeschrittenem Alkoholkonsum nicht auf Stammtischniveau

abzugleiten. Andererseits gibt es auch immer mehr Studiengruppen, die sich ihre Themen (und mittels Betreuung durch eine/n Lehrende/n auch ihre Scheine) selbst erarbeiten können. Diese Gruppen (in letzter Zeit z.B. zu den Themen Stadtsoziologie, Tauschbörsen, Musiksoziologie) zeichnen sich aufgrund ihrer individuellen Arbeitsplanung meist durch eine enorme Produktivität aus, müssen allerdings stets die Gefahr innerer Auflösung durch zu hohe Ansprüche im Auge behalten. Wenn einem diese beiden Möglichkeiten nicht zusagen, sollte man zumindest versuchen, sich über Veranstaltungsthemen und -texte möglichst häufig vor oder nach der Veranstaltung mit anderen auszutauschen. Sicher benötigt man dazu ein hohes Maß an zusätzlicher Motivation, doch verstärkt dieses Vorgehen das persönliche Interesse und hilft bei der Beantwortung der allgegenwärtigen Sinnfrage des Soziologiestudiums. Schließlich ist es eine Tatsache, die wir uns nur sehr ungern und viel zu selten eingestehen, daß wir ohne die Ausbildung persönlicher Schwerpunkte und Interessen und ohne das Finden eines subjektiven Sinns unser Studium kaum erfolgreich abschließen können. •



LIEGT BIELEFELD IN BABEL?

von Vera Trappmann

Ein alter Hase müßte man sein! Und frau? Da fängt es schon an: was ist das Pendant zu einem Hasen? Solche Fragen stehen im Alltag von Soziologiestudentinnen. Nein, dies sollte eigentlich kein feministischer Artikel werden. Sondern eine allgemeingültige Leidklage.

Die Philosophen schätzen Fragen. Die Philosophie bleibt ein einziges Fragezeichen, ein Spiel um die Leerstelle, die wir nicht benennen können. Bei den Soziologen geht es um Antworten. Handfeste. Handlungsanleitende, pragmatische, wissende. Denn Wissen ist Macht, und wer die Wahl hat, hat die Qual.

Ganz so platt geht es zugegebenermaßen nicht immer zu. Und doch, wo gibt es noch Diskussion, Infragestellen, Infragestehen? Wir wissen alles, oder geben vor zu wissen. Seminare (wenn nicht ohne jede Rede) ein Court, auf dem Bälle ineinanderzugeschlagen, -zugespielt werden. Und an gelben kleinen Bällen gibt es keinen Zweifel, sie sind unendlich viele, jederzeit vorhanden und einwerfbar. So auch unsere Begriffe. Die gleiche Gestalt und Form: der Wortlaut reicht für ein Gespräch, dabei kommt nichts zum Gespräch, nichts zum Sprechen, nichts enthüllt sich, wir füllen nur den Raum mit

Worten, über deren Bedeutung wir uneinig sind, ja sogar völlig unwissend sein können. Wir spulen nur ab.

Gut, es könnte sich um ein fundamentales Problem handeln, ein schweres, nicht lösbares, um die Unmöglichkeit von verstehender Kommunikation. Aber nein, so ist es nicht. Wir können im wissenschaftlichen Diskurs, zumindest in Seminaren an der Uni Bielefeld mit Worten nichts sagen und verstehen uns trotzdem.

Globalisierung - zur Zeit das populärste Wort - versichert uns auch unserer Teilnahme an genau diesem Prozeß, wir sind überall, wissen Bescheid und klar.

Ist das die Wissenschaft, ist das eine annehmbare Form des Seins: Texte zu produzieren mit Wörtern, die nichts mehr bezeichnen, zu reden, ohne was zu sagen?

Wie viele haben schon Hausarbeiten verfasst, von denen sie kein Wort verstanden haben? Keine(r)? Jede(r)? Mutige vor... Ach ja, auch das eine Tugend, die inzwischen abgeschafft oder zerlegt wurde. Also niemand.

Wie furchterregend, wenn man an

den Urwald noch glaubt. Alles dunkel. Der Autor ist abgeschafft, aber trotzdem muß man ihn benennen.

Wer verwendete welchen Begriff zuerst, wer machte Schule, wer blieb noch ein historisch vorzeigbares Subjekt, von wem stammt das - doch immer noch das entscheidendste (- das einzige? -) Kriterium für die Teilnahme am universitären Diskurs.

Wenn man die Sprache eines anderen Fachs, einer anderen Disziplin nicht versteht, ist das einleuchtend, man gehört dieser Sprachengruppe, diesem Stamm nicht an. (Local and global consequence relations gibt's auch in der Mathematik. Eine Eigenschaft von Familien von Objekten ist lokal, wenn sie nur auf einige wenige Elemente zutrifft, global wenn sie auf alle zutrifft.)

Aber wenn der eigene Jargon ohne Bilder ohne Vorstellungen bleibt, müßten wir eigentlich verstummen, vertrieben werden aus Babel, oder eine neue Sprache erfinden.

Eine Sprache, die nicht nur aus Begriffen und Zeichen besteht, sondern auch aus Bedeutungen.

WIDER DIE ÄCHTUNG DES SOZIOLOGENJARGONS!

Redelabor: Beratung beim Konstruieren des soziologischen Redens (und Schreibens)

von Matthias Groß

Wer selbst einmal eine wissenschaftliche Arbeit verfaßt hat, weiß, daß es bis zur Endfassung des Textes ein langer, mühsamer und zuweilen quälender Weg ist... – jammer jammer... Überall kriegt man das in der Uni zu lesen. Alles Quatsch und höchstens halb so wild! Im folgenden in Kürze, wie man es trotzdem ohne quälenden Weg echt soziologisch schafft.

In einer Zeit, wo nicht nur Erstsemester (Herbert et al., *sozusagen* Nr. 1, 1997) orientierungslos im Soziologiedschungel herumirren, sondern auch und besonders langjährig Studierende des Faches mit immer neuen und wechselnden Perspektiven und Herangehensweisen an das ach so Soziale zu kämpfen haben, müssen ein paar knappe, das Studium der Soziologie erleichternde Regeln her. Egal, welcher Perspektive oder gar Theorie ihr euch verschrieben habt, die wahre Kunst des Soziologisierens liegt in der Sprache. Im Zeitalter der Post-Post-Postmoderne scheint das passende linguistische Können wichtiger zu sein, als das tatsächliche „Verstehen“. Oder ist es euch noch nie so gegangen, daß ihr euch in einer Diskussion mit Kommilitonen über kulturarchitektonisches

Tiefendenken einschalten wolltet, aber ihr wußtet nicht wie? Oder ihr habt endlich etwas Wichtiges in klaren und einfachen Worten über eure Lippen gebracht, und ihr erntet nichts als bedauernde Blicke?

Nicht verzagen! Hier ist die Schnellanleitung, wie ihr euch als tiefe Denker das höchste Ansehen unter KommilitonInnen und ebenso die zwar schwach dotierten und niedriger angesehenen, aber um so begehrteren Hilfskraftstellen verschafft. Das klappt mit ganz einfachen, traditionellen soziologischen Mitteln und Regeln, welche aber leider zunehmend aussterben und einer erschütternder Verachtung ausgesetzt sind (z.B. in *Autopoesie*, *sozusagen* Nr. 1, 1997, S. 71 unten rechts). Viele Studierende unter 25 kennen sie nur noch aus alten, unverständenen und zunehmend ungelesenen Büchern: die wunderbare Sprache der Soziologie, unserem einzigen Schutzschild gegen andere Disziplinen. Deshalb: Wider das Verschwinden des Soziologenjargons! Oder praktisch ausgedrückt: Falsches zu sagen ist erlaubt, bloß richtig gekonnt muß es sein. Und sieben Regeln braucht's dazu! Die erste Regel liegt auf der Hand: Indeterminante Idiome (=Blabla)

sind Muß. Daß sich dies leider oft schwieriger gestaltet, als zu sagen was Sache ist, liegt leider auch auf der Hand. Doch Übung macht den Meister, auch den der Soziologie. Die erste Übung gibt es im folgenden gratis. Stellt euch einfach vor, ihr – egal ob erstes oder zwanzigstes Semester – kommt zu Kursbeginn in einen Seminarraum des Universitätsgebäudes Bielefeld und stellt (sei es um die Zeit zu füllen, die der Dozent immer zu spät kommt oder einfach um Aufmerksamkeit zu erregen oder um auch mal was wichtiges zu sagen) gegenüber euren Kollegen fest: „Die Uni ist häßlich“. Dies ist sicherlich ehrlich und wahr, aber auch genauso langweilig und glanzlos zum Ausdruck gebracht. Zerpflückt und zerlegt also erst einmal das Wort „Uni“. Echt postmodern-globalisierte Soziologiker tauschen hierfür mindestens zwei Worte ein, sagen wir „Architektur“ und „Baulichkeit“. Im übrigen: Nichts „ist“. Also nehmen wir den entfremdeten (was immer das sein mag) Beobachter. In etwa so: „Der alienierende Anblick der Architektur der Baulichkeit...“. „Anblick“ ist auch nicht gut, denn nichts ist sicher erblick- und kennbar. Eher so: „Die multivisuell-alienierende Appa-

rition... ist häßlich“. Häßlich? Was ist das für ein Wort in einer Welt wie dieser? Wie könnte man dies behaupten? Nein, es muß relativiert werden, und es darf auf keinen Fall ein fester und persönlicher Standpunkt bezogen werden. Anstatt „häßlich“ würde eine „hypothetisch-diskutable **Dis-mediation** unserer Perzeptionsidentitäten“ den Fall konstitutiv besser erfassen. Mit „Baulichkeit“ kann man auch ganz wichtige Wortspielchen machen und, wie schon gesagt, nichts „ist“. Zwischenstand: „Die multivisuell-alienierende Apparition der (Er-)Baulichkeit interferenziert auf die hypothetisch-diskutable **Dis-mediation** unserer Perzeptionsidentitäten“. So ist's besser!

Ihr denkt, es braucht zu viel Zeit, um dies zusammenzubasteln? Regel Nummer zwei oder die wahrhaft nützlichen Grundbegriffe der Soziologie: Um „Dinge“ ohne viel Nachdenken zu verfeinern, nehmt einfach viele de-, prä-, post-, dis-, re-, ex-, pa(t)ria-, matia-, hyper-, multi-, virtuell-, etc. Vorsilben und ebensolche Ismen und Ialitäten zur Nachsilbe (über fehlerhafte Grammatik hat sich in der Soziologie eh noch niemand beschwert).

Grundregel Nummer drei: Französische Namen. Im Zweifelsfall, wenn euch gar nichts einfällt, setzt ihr die zwischen obige Vor- und Nachsilben. Post-virtueller-Foucauldianismus zum Beispiel kommt immer gut,

denn alle geben vor, was von Macht, Wissen und Sexualität zu verstehen. Deshalb wird auch nie nachgefragt. Das gleiche geht mit Barthes, Baudrillard, Deleuze, Lyotard und für die Schlawfis unter euch von mir aus auch mit Bourdieu. Gern genommen wird auch Derrida. Gelesen hat den noch kein Mensch, wird aber immer freudig zitiert. Keine Bange, auch nun wird niemand nachfragen. Derrida selbst geht nach dem hier vorgestellten Sieben-Regel-Schema vor (Hyperderridanität).

Schreibt ihr eure tiefen Reflexionen zu einer scheinfähigen Hausarbeit um, vergesst nicht, daß euer Computer viele (Sonder-)zeichen hergibt (Regel vier): Dis/De-(hyper)derrida-konstruktivismen. Um eure ergreifende Geschlechtsneutralität unter Beweis zu stellen, setzt immer – ob es Sinn (?) macht oder nicht – das phallusschöne große I in Wortmitten, also z.B. Dis\De...KonstruktivismInnen.

Regel fünf: Habt ihr keine Ahnung von Zeichensetzung oder blickt ihr bei der Unübersichtlichkeit eurer Sätze selbst nicht mehr durch, dann macht euch immer klar, daß eure spärliche oder eigenwillige Interpunktion keinesfalls „akzidentiell“ ist, sondern ein irgendwie ganz bewußt eingesetztes **rethorisches** Ausdrucksmittel sein muß (wie auch im vorliegenden Beitrag).

Regel sechs: Sollte doch mal jemand fragen, wovon ihr eigentlich beim

Anblick des häßlichen Bauwerks redet (und schreibt), dann weist immer darauf hin, daß diese Frage vollkommen den Sinn verfehlt und auf purem Unverständnis des Fragenden beruht. Antwortet nach obiger Methode mit Satzanfängen wie „Zur simplifizierenden Klarifikation möchte ich erläuternd darlegen, daß die multivisuell-alienierende Apparition...“. Sag' niemals: „Weiß ich nicht“. Für den Notfall (sollte der lästige Kommilitone/Dozent nicht locker lassen), lerne diesen Satz (Regel sieben): „Die Instabilität deiner Frage bedarf einer Umschichtung vieler kontradiktorischer Antworten, deren Interkonnektivität die von Dir gesuchte logozentrische Kohärenz in der Kürze der Zeit nicht auszudrücken vermögen.“

Spätestens jetzt wird man eine Stecknadel auf dem (post-) industriellen Boden der Tatsachen des Seminarraumes fallen hören können. Euch wird zugehört und die zu spät gekommene Lehrkraft kann sogleich in die feurige Diskussion einsteigen. Es geht uns gut. ●

Literatur

Herbert, Katrin et al. (1997): „Humor, wo bleibst Du? Erstie-Eindrücke“, in *sozusagen* Nr. 1 1997, S. 12.

Schneider, Wolf (1997), in *Autopoiesie*: „So wird über uns geschrieben“, in *sozusagen* Nr. 1 1997, S. 71.

Dominique Schnapper zum Thema „ENDE DER ARBEIT“

von *Christina Weber*

Wir befinden uns im Jahre 1997 n. Chr. Ganz Frankreich, Reich des Erbfeindes der deutschen Großelterngeneration, ist durch die „mondialisation“ gelähmt und von den Immigrés bevölkert... Ganz Frankreich? Nein! Ein unbeugsam die Franzosen regierender Jacques Chirac hört nicht auf, dem Eindringling gleich - zeitig die Tore zu öffnen und erbittert um Wiederwahl zu kämpfen. Und das Leben ist nicht leicht für die französischen Wähler, die als europäische Besatzung vor den knapper werdenden Arbeitsplätzen liegen (hartnäckig, ausdauernd und stur)...

Bereits vor Präsident Chiracs Idee, die „dissolution“ des französischen Parlamentes zu inszenieren,¹ wurde in der französischen Medienlandschaft hitzig debattiert, verglichen und Bilanz gezogen. Die Unruhe der Bevölkerung findet an Ideen und Programmen verschiedenster Parteien keinen Halt mehr, besonders, wenn es um die thematischen Spitzenreiter „monnaie unique“ Eu-

ropas und die Zukunft der Arbeit geht. Täglich tauchen auf den Titelseiten der Zeitungen an den Metro-Eingängen vor dem aufwärts- oder abwärtsseilenden Fahrgast in schwarzen Schlagzeilen die Themen Arbeitslosigkeit, Existenzangst, Streiks, Wandel der Arbeitsplätze, Mobilisierung, Flexibilisierung und „Unsicherheit!“ auf - um schließlich selbst das „Ende der Arbeit“ anzukündigen.

Während einige als Hilfsmittel die „noch viel bessere Ausbildung der Jugendlichen“ diskutieren (so Jacques Chirac im März in einer Fernsehansprache an das französische Volk), ist in der französischen Soziologie der Term „Arbeit“ für manche bereits heute „ein Ding, das seiner Substanz beraubt ist“.² Dominique Schnapper, Professorin an der E.H.E.S.S. Paris,³ arbeitet in ihrem gerade erschienenen Buch die These vom Ende der Arbeit⁴ auf und lehnt sie entschieden ab. Im folgenden

Aufsatz sind Antworten aus einem mit ihr geführten Interview (Mai 1997) und einige Sätze ihres Buches „Contre la fin du travail“ zusammengestellt.

Das Seminar, das ich bei Ihnen belege, heißt ‘Soziologie der Citoyenneté’. Wie hängen Theorien der „Bürgerschaft“ mit den akuten Phänomenen von Arbeitslosigkeit und der Verunsicherung der französischen Regierung und der Wähler zusammen?

- Das Thema Arbeitslosigkeit beschäftigt mich seit langer Zeit. In den Jahren 1979-1980 habe ich an einer Untersuchung für das Arbeitsministerium gearbeitet, in der es um die gelebte Erfahrung der Arbeitslosigkeit geht. Soziologen machen ja alle Arten von Untersuchungen, wenn sie etwas wissen wollen - das hängt vom Gegenstand ab. Wenn es um das Wachstum oder die Veränderung bestimmter sozialer Gruppen geht, braucht man eben ein großes Institut für eine gute statistische Forschungs-

1 In Frankreich finden nach der Auflösung des Parlaments durch den Präsidenten, der in jedem Falle noch 5 Jahre Regierungszeit vor sich hat, am 25. Mai Parlamentsneuwahlen statt, weil Chirac für seinen Reformkurs und in Anbetracht der schwierigen Situation des Wandels, in dem sich die französische Gesellschaft heuer befindet, „die volle Unterstützung aller“ erleben möchte.

2 p. ex. Perret, Bernard: L'avenir du travail, Sezil, coll. „L'Histoire immédiate“, Paris, 1995 und Méda, Dominique: Le Travail, une valeur en voie de disparition, Aubier, coll. „champs“, Paris, 1993.

3 „Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales“, D.E.A. und doctorats in „anthropologie sociale“, „psychologie sociale“ und „sociologie“, wobei die letzte Division ERASMUS-Verbindungen zur Bielefelder Entwicklungssoziologie besitzt (absichtlich nicht: pflegt).

4 ausgebreitet vor allem in: Rifkin, Jeremy: La Fin du Travail, La Découverte, Paris, 1996.

arbeit, wenn man aber besser verstehen möchte, wie Arbeitslosigkeit oder Exklusion erlebt und erfahren werden, muß man systematisch beobachten und ausführliche Unterredungen von einem kleinerem, aber tiefergehenden Umfang betreiben. Die französische Gesellschaft war natürlich zu diesem Zeitpunkt eine völlig andere als heute!... Das Ende der Arbeit auszurufen erscheint mir absurd. Es haben bereits mehrere technologische Revolutionen in der Geschichte der Menschheit stattgefunden, und es ist wirklich nicht das erste Mal, daß in einem Sektor durch technologische Innovationen auf einmal weniger Arbeitskräfte für eine gesteigerte Produktion benötigt werden. Oft wird in der Diskussion nicht klar unterschieden zwischen der „Arbeit“ und der „bezahlten Anstellung“. Es ist richtig, daß eine bestimmte Vorstellung von geregelter und abgeschlossener Ausbildung und anschließend lebenslanger Beschäftigung in ein und demselben Beruf an Bedeutung verliert, es stimmt auch, daß die Zeiten der Vollbeschäftigung in einem Europa, das nunmehr mit entwickelten anderen Kontinenten auf dem Weltmarkt in Konkurrenz treten muß, vielleicht einfach vorbei sind. Aber es geht doch eigentlich um ein ganz anderes Problem. Die moderne Gesellschaft begründete sich und beruht auf der

doppelten Bedeutung vom Menschen als Bürger-Individuum einerseits und Produzenten/Arbeiter andererseits.⁵ Im Zentrum des sozialen Lebens stand und steht die Aktivität der Menschen. Diese ursprüngliche Verbindung zwischen der produktiven Arbeit und der Idee von Bürgerrechten und -pflichten läßt sich nicht auflösen; wir können von einer anderen Welt zwar träumen, aber die Wirklichkeit, die uns umgibt, ist solcher Art entstanden und läßt sich nicht ignorieren. Die soziale Welt ist um den Vektor Arbeit organisiert. Der Status sowie die möglichen Beziehungen von und zwischen Menschen und ebenso auch Organisationen bestimmt das gesamte öffentliche - und vielleicht das ganze private - Leben ist in modernen Gesellschaften von den Strukturen der Arbeit bestimmt. Die augenblicklichen Umstrukturierungen und Veränderungen in den Unternehmen, die die Arbeitnehmer (und die Arbeitgeber!) so beunruhigen, ändern wenig an den Normen, die die Arbeit darstellt. Im Laufe des Lebens einer Person werden heute natürlich weniger Stunden gearbeitet als zu Zeiten unserer Großeltern, das ist eine Tatsache, aber aus der Reduktion der Arbeitszeit abzuleiten, daß die Arbeit aufhört, eine Norm zu sein, einen zentralen Wert darzustellen, das kollektive Leben zu organisieren, wäre

falsch. Es wird weniger gearbeitet, ja, aber für Menschen mit (und ebenso für Menschen ohne!) Arbeit bleibt sie doch Referenzpunkt im Alltag der Einzelnen.

Aber worauf beruht diese zentrale Stellung der Arbeit?

In der westlichen Zivilisation gibt es die Sehnsucht, die Natur zu beherrschen, lange bevor Marx oder auch Adam Smith oder die amerikanische Demokratie den Wert der Arbeit zu definieren versucht haben. In der Arbeit, in der Aktion drücken Menschen ihre Menschlichkeit in unzähligen Formen aus und stellen sie dar. Arbeit ist dabei nicht eine Funktion! Wir sind keine Maschinen - wenn Menschen arbeiten, gibt es immer noch verschiedene Bedeutungen in diesem Vorgang... Man könnte bestimmte religiöse Ursprünge aufzeigen oder über das Wesen der Menschen spekulieren. Der uralte Wunsch, die Natur umzuformen in etwas, was den Menschen ein selbstbewußtes Leben ermöglicht. In unserer modernen Gesellschaft sind Selbständigkeit, Freiheit, Besitz, Gleichheit, Unabhängigkeit und Individualität solch zentrale Werte, und sie alle hängen an bestimmten Punkten mit der Arbeit der Menschen zusammen. Erinnern sie sich doch, wie die Europäer die Eroberung

⁵ Als symbolisches Datum gilt das Jahr 1776, Erscheinungsjahr von Adam Smiths „Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Reichtums der Staaten“ und Jahr der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika.

rung Amerikas rechtfertigen konnten: Das Land war jungfräulich, neu, und daß dort Indianer *lebten*, hieß mitnichten, daß die Erde, das Land, ihnen *gehörte*! Die Erde gehört dem, der sie fruchtbar macht, für den sie arbeitet. Es geht mir nicht darum, diese Idee zu unterstützen, es geht eher darum, ein bestimmte Denkweise und Ordnung zu verstehen. Diese Erbschaft determiniert unsere Lebensweisen nicht. Aber wir haben tief in uns eine Idee davon zurückbehalten, daß die Würde der Menschen mit Arbeit zu tun hat und auf seiner „citoyenneté“ beruht.

Was haben sie in ihrer Untersuchung Ende der siebziger Jahre über Einstellungen zur Arbeitslosigkeit herausgefunden? Unterscheiden sich die Welten von arbeitslosen Männern und Frauen? Und glauben sie, es gibt Unterschiede zwischen den Erfahrungen von Franzosen und Deutschen?

In unserem Konzept von Arbeit geht es vor allem um den sozialen Status: Ganz vereinfacht gesprochen - das, was einem Individuum das Gefühl seiner eigenen Würde vermittelt und die Anderen dazu bringt, es zu respektieren. Die Mitgleider einer Gesellschaft sind im großen und ganzen gleicher Meinung über das, was einem Einzelnen Respekt und Würde verschafft. Daher gibt es eine Erfahrung der Exklusion, wenn bestimmte

Dinge nicht erreichbar sind. Wir haben eine Hierarchie des sozialen Status beobachtet, in Bezug auf die Distanz einer Person zur Arbeit. Die Beziehung zur Arbeit ist eine unterschiedliche, ob ich Rentnerin bin (autorisiert von meinem Alter, genüsslich meine Zeit zu vertreiben, ohne falsch angesehen zu werden), ob ich Arbeitslose bin, die dringlich sucht und überall gemeldet ist (eine „gute“ Arbeitslose sucht Arbeit!), ob ich über personelle und intellektuelle Ressourcen verfüge, die mir erlauben, zu definieren, dies sei eine Zeit zwischen zwei Arbeitsplätzen, die ich sinnvoll und zufrieden mit Dingen fülle, die mir wichtiger erscheinen... Wir haben vier Statustypen gefunden, die im Bezug auf Arbeit definiert sind: „Arbeit ohne Status“, „Status, der aus der Arbeit abgeleitet ist“, „Status, der durch Solidarität gestiftet wird“ und schließlich „Abwesenheit von einem sozialen Status“. Zeitarbeit und Aushilfsanstellungen gehören zur ersten Gruppe, weil die Bedeutung eines unsicheren Arbeitsverhältnisses nicht mit dem permanenten Status zusammenfällt. Der Status des Arbeitslosen ist von der Arbeit abgeleitet, die zweite Gruppe. Man hat gearbeitet oder man möchte gerne arbeiten. Dieser Status fällt nicht zusammen mit der Gruppe derer, die nur noch Sozialhilfe beziehen, und schon gar nicht mit Personen, die nicht ge-

meldet sind. Diese Gruppen sind nicht soziologischen Phantasien entsprungen, sondern werden von Menschen täglich gelebt. Es spielt in der Tat eine große Rolle, wie ein Arbeitsloser seinen Bezug, seine Distanz zur Arbeit erlebt...

Heute nimmt die Zahl der permanenten Anstellungen rapide ab, es entstehen überall neue Formen von unsicheren und kurzfristigen Arbeitsplätzen. Im öffentlichen Sektor arbeiten in Frankreich ca. 24,5% der aktiven Bevölkerung⁶ - eine privilegierte, geschützte Position! Das Verhältnis zwischen öffentlichem Sektor und privatem Sektor ist in Frankreich meiner Meinung nach einzigartig und in Deutschland weniger relevant. Der Postbote, der täglich um die gleiche Zeit auch in das entlegenste Dörfchen kommt, gehört sozusagen zu unserer nationalen Mythologie...

Die „totale Arbeitslosigkeit“, ein Begriff, den ich benutze, ist die nackte Wahrheit mancher Arbeitslosen, egal welcher Qualifikation und bisheriger Zuordnung: Scham, tägliche Langeweile und Öde, das Abflauen aller sozialen Kontakte, die totale Einsamkeit. Dieses schlimmste Erleben der Situation offenbart die Kraft und den Grad der Verinnerlichung der Norm „Arbeit“. Natürlich schützen finanzielle und soziale Ressourcen. Generell läßt sich sagen, daß diese Form von Arbeitslosigkeit heute expandiert.

⁶ zum Vergleich: Deutschland:16,2%, Schweden: 30%, Großbritannien: knapp 20% (Quelle: Tagespresse).

Wir haben einen hohen Anteil an jungen Arbeitslosen, Jugendliche sind dabei, einen Platz auf dem Arbeitsmarkt zu erstreben, überhaupt einen Platz in der Gesellschaft zu finden und im eigenen Leben vorwärts zu gehen und auch, weil die Einstellung zur Konsumgesellschaft nicht mehr ablehnend und von einem feindlichen Diskurs dominiert, sondern bejahend ist. Gerade diese Gruppen wollen ja Leistung, suchen dringend Arbeit - und Geld... Was die Frauen betrifft: Meine Hypothese damals war eigentlich, daß sie die Arbeitslo-

sigkeit leichter ertragen würden, weil sie sich einfacher und besser in eine häusliche Rolle hineinfinden. Das war dann aber nicht der Fall. Die Norm der Arbeit ist heute von Frauen genauso verinnerlicht worden wie von Männern, die weiblichen Arbeitslosen sprachen von denselben Erfahrungen wie die männlichen. Während sie in der Tat mehr Zeit auf häusliche Aktivitäten verwandten, billigten sie diesen doch kaum Sinn oder Wert zu. Sie betrachteten sich selber nicht als wirklich *beschäftigt*, sondern nannten ihre Aktivität „die

Zeit totschiagen“... Nur einige junge Mütter sahen einige Vorteile und hatten eben auch einen positiven Einsatzort für ihre Arbeit und ihre Intelligenz. Die meisten Männer und Frauen haben aber das Gefühl von Anerkennung dann, wenn sie für ihre Arbeit bezahlt werden und von sich selber und anderen dafür respektiert werden...

Was ist eine moderne Gesellschaft? Und wie könnte eine moderne Gesellschaft organisiert sein, die keine Vollbeschäftigung erreicht?

Moderne Gesellschaften sind eben keine stabilen Gebilde, wie es das funktionalistische Schema impliziert, sondern ständig auf soziale Reorganisation angewiesen. Wir sind heute sehr sensibel für Ungleichgewichte und Deregulationen: Eine Gesellschaft ist aber immer in Destruktion und Restrukturation, Gleichgewichten und Ungleichgewichten vorzustellen... Die Schwächung aller Institutionen scheint unsere moderne Gesellschaft zu kennzeichnen, wir erleben eine „Krise“, eine Veränderung... Die Logik der des Marktes scheint sich sowohl dem Willen nationaler Kollektivitäten als auch dem der Individuen überzustül-



**Wir besorgen Ihnen
alle lieferbaren
Bücher schnellstens!**

▷ **Wissenschaftliche
Literatur**

▷ **Fremdsprachliche
Fachliteratur
und Belletristik**

▷ **und vieles mehr**

 **LU
CE**

Buchhandlung in der Uni
Benedikt Luce
Universitätsstrasse 25
Telefon 05 21/10 2773
Telefax 05 21/10 55 01
33615 Bielefeld

pen. Aber die Verunglimpfung des Marktes als der Sitz allen Übels ist naiv und trügerisch. Wir müssen darüber nachdenken, wie die außerordentliche Kreativität des Kapitalismus aufrechtzuerhalten ist, wenn auf politischer Ebene negative Auswirkungen auf manche Gruppen kompensiert werden; ...ich bin mir nicht sicher, ob der Ort, an dem jetzt Entscheidungen getroffen werden, nicht mehr und mehr die Medien und deren rituelle Veranstaltungen sind, anstelle des dafür legitimierten Parlamentes! In einer repräsentativen Demokratie ist es unerlässlich, daß sich die Bürger von den Regierenden, die sie frei wählen, auch vertreten fühlen. Demokratie ist ein Ideal, das in der Realität immer betrogen wird. Es macht aber keinen Sinn, wenn die Regierenden den Eindruck vermitteln, zu einer ganz anderen Welt zu gehören. In Frankreich herrscht zur Zeit das Gefühl, daß die Politiker, die Leitenden in der hohen Verwaltung, die großen Unternehmer und auch gewisse Journalisten, zusammen eine regelrechte Kaste bilden, eng verknüpft in viele Händel, eigene kurzfristige Interessen und gegenseitigen Austausch. Die Redewendung „responsable mais pas coupable“ ist berühmt geworden und drückt Ironie und Bitterkeit aus!... Moderne Gesellschaften kennzeichnet, daß die politische Legitimität ihren Ursprung im Einzelnen, im Rechtssubjekt, im Indi-

viduum hat. Konkrete Einzelne gehören zu allen möglichen verschiedenen Gruppen und können nur in ihren Beziehungen zu Anderen existieren. Solche sozialen und zwischenmenschlichen Bande werden im Alltag geküpft. Bei der Arbeit? ...Integration und Exklusion, alte soziologische Begriffe, werden heute neu buchstabiert und erlebt. Früher war die Antwort einfach: „Wir sind zusammen Bürger und wir arbeiten zusammen.“ Heute sind Verbindungen und Verbindlichkeiten fragiler geworden, viele Institutionen verlieren an normierender Kraft. Das heißt, neben Verlust, Möglichkeit zu positiven Veränderungen... Wenn immer mehr Personen sich in immer größerer Distanz zu „dem Arbeitsplatz“ der Vergangenheit befinden, warum nicht neue Arbeit auf einem nicht konkurrierenden Sektor auch als „Arbeitsplatz“ erfinden und als Arbeit sozial anerkennen... Das geht natürlich nur, wenn unsere Unternehmen sich auf dem internationalen Markt weiterhin behaupten können. Ich sehe keinen Widerspruch zwischen diesen Sektoren, der eine ermöglicht vielmehr den anderen. Wir haben unendlichen Bedarf an Arbeitskräften: In der Ausbildung und Weiterbildung, in Dienstleistungen für Personen; ...was wollen wir als „Arbeit“ bewerten und respektieren? ...Das ist doch eine Frage! •

Dominique Schnapper, geb.1934 in Paris in einer jüdischen Familie, während des Krieges mit der Mutter im Exil in Marokko, 1945 wieder in Paris, Studium an der Sorbonne, an der E.H.E.S.S., Zusammenarbeit mit Pierre Bourdieu, erste eigene soziologische Studien über Domänen des Alltagslebens in Bologna („une société économiquement efficace et politiquement avancée“) unter - richtet heute an der E.H.E.S.S.

Wichtige Veröffentlichungen:

1. *Schnapper, Dominique: La France de l'intégration, sociologie de la nation, Gallimard, Paris, 1991*
2. *Schnapper, Dominique: L'Épreuve du chômage, Gallimard, coll. „Folio actuel“, Paris, 1994*
3. *Schnapper, Dominique: La Communauté des citoyens, Gallimard, coll. „nrfassais“, Paris, 1994*

LEBEN IN EINER KOMMUNALKA

WG auf russisch

von Monika Wirbel

Kommunalka werden in Rußland Wohnungen genannt, in denen die einzelnen Zimmer an verschiedene Familien vergeben sind, die sich Küche, Toilette und - wenn vorhanden - auch das Bad teilen. So leben häufig mehrere Personen auf einem Zimmer, und die Ausweichmöglichkeiten sind eingeschränkt. Während meines Studienaufenthaltes in Sankt Petersburg wollte ich wissen, wie ist es eigentlich, in einer Kommunalka zu wohnen, und so zog ich nacheinander in zwei verschiedene Kommunalkas. In der ersten hatte ich noch ein Zimmer für mich alleine, in der zweiten verschärfte ich dieses Selbstexperiment und teilte mir ein Zimmer. In der ersten Kommunalka wohnten vier Studenten und eine Mutter mit ihrer Tochter, deren Namen selbst nach zwei Monaten zusammenwohnen ein Geheimnis blieb. Ein Badezimmer gab es nicht, und in der Küche floß nur kaltes Wasser. Als ich einzog, wußte ich noch nicht, wie lange ich bleiben würde, daher stellte ich die Frage, ob man den vorhandenen Boiler nicht reparieren könnte. Die Antwort verwirrte mich ein wenig und lautete folgendermaßen: Vor drei Jahren ist der Boiler kaputtgegangen, und das ist schade, aber was soll man ma-

chen! Als ich meine Wäsche in der Küche aufhing, kam meine Mitbewohnerin herein und meinte, früher haben hier mehr Wäscheleinen gehangen, das war besser, aber nach der Renovierung vor fünf Jahren hat man nicht alle wieder aufgehängt,

aber was soll man da machen. Was man da jetzt nun wieder machen sollte, das wußte ich nun auch weiß Gott nicht. Aber ich wußte für meinen Teil, daß Eigeninitiative in dieser Kommunalka noch nicht erfunden war. Dann hängte ich auch noch eine



Rolle Toilettenpapier ins WC, welches mir mein Mitbewohner mit den Worten zurück brachte: „Sie haben Ihr Toilettenpapier vergessen“. Ein anderer Mitbewohner freute sich sehr über meine Gegenwart, da er sich selbst als Faschist bezeichnet und meine deutsche Herkunft von ihm als Gewißheit umgedeutet wurde, daß wir geistige Brüder sind. Ich freute mich weniger, lehnte die freundlich angebotenen 100 Gramm Wodka ab und machte mir erstmal meinen morgendlichen Kaffee. Das wurde mir noch gerade eben verziehen, doch dann begann ich einen nicht gutzumachenden Fauxpas. Ich kochte Kartoffeln in einem Topf, den ich nicht hätte nehmen dürfen. Mein Mitbewohner stellte das sofort fest, als er in die Küche kam, daß ich seinen Kochtopf benutzte, und ohne zu zögern schrie er mich an. Ich bot sofort an, den Topf zu waschen und ihn ihm zurückzugeben, doch das reichte noch nicht, um ihn still zu bekommen. So bekam ich endlich die Möglichkeit, alle Schimpfwörter anzuwenden, die mir meine russischen Freunde in hämischer Freude und mühevoller Kleinarbeit beigebracht hatten. Daraufhin ging er wortlos. So lernte ich, daß für Allgemeingut auf keinen Fall irgendwelche Achtung verschenkt wird, jedoch verbeulte Töpfe als Heiligtümer umgedeutet werden, die auf gar keinen Fall von irgendjemanden benutzt werden dürfen. In der zweiten Kommunalka

war alles schon ein wenig harmonischer. So lebten hier auf die vier Zimmer verteilt eine Frau mit ihrem 19jährigen Sohn, eine Babuschka, ein Paar und wir in dem letztem Zimmer. Das Paar war vor allem dadurch präsent, daß man immer den Fernseher mithören konnte und in unregelmäßigen Abständen hektisch nach Zigaretten gefragt wurde. Die Babuschka stellte immer seltsame Regeln auf und wurde giftig, wenn man sie nicht befolgte. Einmal wusch ich mir meine Hände in ihrer Gegenwart in der Küche, was sie mir sofort verbot, da man in der Küche nur das Geschirr wäscht. Ebenso wies sie mich darauf hin, daß man in der Küche nur russisch zu sprechen habe, als ich mich mit einem amerikanischen Gast auf englisch unterhielt. Meine andere Mitbewohnerin gab mir dann immer den Tip, schenke ihr keine Beachtung. Dieses Nichtbeachten wurde auch aufrechterhalten, als die Babuschka mal zehn Tage spurlos verschwunden war. Niemand unternahm irgendeine Suchaktion, und als sie wiederkam, war die Enttäuschung überall in der Wohnung spürbar. Vera aus dem ersten Zimmer half mir, eher in dem Wohnsystem zurecht zu kommen. Ihr Sohn lehrte mich russische Kartenspiele, und sie bot mir an, auch ihr Geschirr zu benutzen. Auch klärte sie mich auf, daß ich nun in einer geschichtsträchtigen Wohnung wohnte. Hier wurde nämlich 1879 heimlich die Re-

volutionszeitung Narodnaja Wolja (Volkswelle) gedruckt, bis die Polizei einfiel, alles beschlagnahmte und damit den Revolutionär Lubkin zum Selbstmord in der Wohnung veranlaßte. (Jetzt weiß der Historiker und Petersburgkenner, in welcher Wohnung ich gelebt habe). Diese Zeit in den Kommunalkas wird mir wohl noch lange in Erinnerung bleiben, und auch wieviel Energie es kosten kann, wenn man Land und Leute kennenlernen möchte und dabei den direkten Weg wählt. ●

PRAKTIKUMSERFAHRUNGEN AUS DEM „FRAUENHAUS“ IN ST. PETERSBURG

von Sylke Känner

Christliches Mädchenpensionat „Euphemia“, Maloochtinskij Pr. 51, St. Petersburg/GUS

Zeitraum: 01.01.96 bis 30.06.96

Rahmen: Studiengang Diplom-Pädagogik an der Universität Bielefeld

Die Idee, ein Praktikum in einer sozialen Einrichtung in St. Petersburg zu machen, entstand durch den Wunsch, einen längeren Auslandsaufenthalt in Rußland auch mit meinem Studium zu vereinbaren. Durch einen vorherigen Besuch beim DRA (Deutsch-Russischer Austausch) im Frühjahr '94 konnte ich mir schnell einen guten Überblick über die zahlreichen sozialen Einrichtungen in St. Petersburg machen, besuchte einige davon und entschied mich, in der Zufluchtstätte für Mädchen und Frauen ‚Euphemia‘ ein halbjähriges Praktikum zu machen.

Der Zugang zu den Einrichtungen war unvermittelt und unkompliziert: einfach hingehen und fragen. Die Leiterin des Hauses willigte sofort ein und war mit allem einverstanden. Die mündliche Abmachung galt dann ‚bis auf weiteres‘: Meine Adresse wurde nicht notiert, in die Zu-

kunft schien mensch sich nicht verbindlich festzulegen. Im Laufe meines Praktikums verstand ich dann, warum hier eher das Prinzip ‚Spontaneität statt Planung‘ galt.

Das Christliche Mädchenpensionat Euphemia ist nicht zu vergleichen mit den hier bekannten Frauenhäusern. Es ist Heimeinrichtung, Zufluchtstätte, Bildungseinrichtung, Arbeitsstelle, Wohn- und Lebensmittelpunkt der Bewohnerinnen und der Leiterin in einem. Der Adressatinnenkreis ist nur durch das weibliche Geschlecht beschränkt – obwohl auch schon mal der Bruder der Leiterin als Hausmeister arbeitet oder der Freund einer Bewohnerin mitaufgenommen wird. Es sind jugendliche Mädchen als auch erwachsene Frauen dort, Schwangere, alleinerziehende Mütter und Geschwisterpaare. Manche sind nur einen Tag, manche leben seit sieben Jahren dort.

Je nach Perspektive könnte von konzeptioneller Ganzheitlichkeit oder gänzlicher Konzeptionslosigkeit gesprochen werden. Das So-sein der Einrichtung ist in erster Linie auf die unzureichende Sozialpolitik des nachkommunistischen Rußlands zu-

rückzuführen. Es gibt weder ein staatliches System sozialer Sicherung (wie etwa bei uns Sozialhilfe, Sozialversicherungen...), noch ein ausdifferenziertes System sozialer Hilfsangebote bzw. Dienstleistungen (wie etwa bei uns die zahlreichen Angebote der Wohlfahrtsverbände, Selbsthilfegruppen...). Das bedeutet, nichtstaatliche Einrichtungen (wie Euphemia) werden nicht vom Staat oder der Stadt finanziert, arbeitslose Menschen ohne sozialen Rückhalt in der Familie oder im Bekanntenkreis leben in existenzieller Armut. Die Ganzheitlichkeit bzw. Konzeptionslosigkeit von Euphemia spiegelt insofern die sich leicht auszudenkenden Folgen dieses sozialen Notstands der Gesellschaft wider.

Ein weiterer Unterschied zu hiesigen Frauenhäusern liegt in der inhaltlichen Ausrichtung der Konzeption, die mit westlichem Schubladendenken nicht zu vereinbaren ist. Sie ist weder feministisch noch christlich-konservativ, gemäßigt-emanzipatorisch oder familienzentriert – sondern von allem etwas, aber nichts richtig. Sie ist wohl hauptsächlich pragmatisch, was angesichts der eklatanten gesellschaftlichen Verhält-

nisse wohl auch nicht verwunderlich ist.

Eineinhalb Jahre später kündigte ich dann den Beginn meines Praktikums genauso spontan kurz telefonisch an und stieß auf die gleiche offene Haltung. Mein Plan, eine Diplomarbeit über die Organisation sozialer Arbeit mit Frauen und Mädchen und deren Leben im Zeitraum gesellschaftlicher Transformation zu schreiben, stieß auf großes Interesse: „Ja, wir brauchen hier eine Beobachterin, die sagt, was wir wirklich machen.“

Statt einer erwarteten Zuweisung eines Arbeitsplatzes mit bestimmten Aufgaben wurde ich in den ersten Tagen bekannt gemacht mit der damaligen politischen Situation des Hauses. Die Leiterin gab mir Stapel von Dokumenten und Zeitungsartikeln von und über Euphemia indig Hand: Ich sollte mich erst einmal über die Geschichte und den sozialpolitischen Rahmen des Hauses orientieren, bevor ich einzelne Interna näher kennenlernen sollte.

Aus dem Papierberg wurde schnell ersichtlich, daß ich mich mit der Auswahl meines Praktikumsplatzes mitten in den Brennpunkt sozialpolitischen Geschehens im Bereich nicht-staatlicher Heimerziehung für Kinder und Jugendliche in St. Petersburg platziert hatte. Euphemia und andere

nichtstaatliche Heime hatten permanente Schwierigkeiten mit der Stadtverwaltung, die mit allen Mitteln versuchte, die nichtstaatlichen Heime schließen zu lassen.

Die gesetzliche Lage war und ist unklar: Nichtstaatliche Heime existieren seit Jahren, obwohl es keine ausdrückliche Gesetzesgrundlage dafür gibt. In dem Konflikt zwischen der Stadtverwaltung und Euphemia ging es also auch um eine politische Richtungsentscheidung, die die Grenzen eines nur mittelbar durch den Staat kontrollierten Bereichs ‚sozialer Hilfe‘ bestimmen würde.

Die Stadt bezichtigte die nichtstaatlichen Heime, sie handelten willkürlich, moralisch verantwortungslos und ohne die notwendigen materiellen Voraussetzungen. Euphemia klagte jedoch gerade von seiten der Stadt die Bereitstellung materieller Voraussetzungen und eine regelmäßige Finanzierung ein, da es schließlich ‚nicht unsere Kinder‘ seien, sondern der Staat für die Kinder und die dahinterstehenden sozialen Probleme verantwortlich sei. Motive für die städtische Anti-Haltung wurden in Konservatismus und darin vermutet, die Stadt wolle die Ummengen von für Straßenkinder-Projekte bestimmte EG-Gelder nur ‚unter sich‘, d. h. im Bereich staatlich organisierter und kontrollierter Institutionen aufteilen.

Während in Deutschland der Normalzustand in relativ klar geregelten (wenn auch bürokratisch verregelt) gesetzlichen Bestimmungen liegt, schien in Rußland ein wildes Chaos normal zu sein, in dem einfach alle das machen, was sie für richtig halten. Neben den fehlenden formalen Rahmenbedingungen sind auch die Auseinandersetzungsformen der Konflikte nicht insitutionalisiert, nicht einmal geregelt, sondern schienen mir ähnlich derjenigen in der deutschen Autonomen- und Hausbesetzungsszene: Illegale Hausbesetzung, illegaler Räumungsversuch durch die Polizei, Mobilisierung zur ‚Stürmung‘ einer städtischen Pressekonferenz, Gesuche und Klagen an Ministerien, die Staatsduma, den Präsidenten... nur mit dem Unterschied, daß sich hier nicht junges Alternativvolk als kritische Opposition zu einem regelgeleiteten machtvollen Staatsapparat und zum Rest der Gesellschaft gegenübersteht, sondern ‚ganz normale‘ Vierzig- bis Sechzigjährige, die aus alten Erfahrungen in der Sowjetzeit heraus vieles einfach anders machen wollen.

Als Praktikantin fand ich mich nun in diesem ganz normalen Chaos relativ uferlos wieder. In der Regel halfen mir aber alle, mich in dem Durcheinander zurechtzufinden und antworteten auf meine ständigen Fra-

gen – wenn sich nicht gerade mal wieder die Ereignisse überschlugen und sich die MitarbeiterInnen erst selbst über die Situation verständigen mußten.

Das Prinzip ‚Spontaneität statt Planung‘ setzte sich während meines Praktikums also fort: Statt Routinearbeit verfolgen zu können, wußte ich nicht, was heute oder morgen passieren würde, was ‚Stand der Dinge‘ war, wenn ich morgens ins Haus kam. Trotz dieser normalen Unsicherheit kam es für mich dann doch überraschend und plötzlich, daß von heute auf morgen das Haus geräumt werden sollte.

Da gegen die Leiterin im Zuge der Konflikte mit der Stadt – wie von offizieller Stelle gerüchteweise behauptet wurde – ein Strafverfahren einberufen worden sei, hatte diese (angeblich) aus Angst, in Untersuchungshaft genommen werden zu können, eingewilligt, das besetzte Haus ‚freiwillig‘ zu räumen und die Mädchen und Frauen zeitweise in anderen Einrichtungen unterbringen zu lassen. Was die Stadt mittels mehrfach festgestellter unzureichender sanitärer Ausstattung und mangelnder hygienischer Verhältnisse des Hauses schon des öfteren versucht hatte, hatte sie jetzt auf dem Wege eines persönlichen Angriffs gegen die Leiterin geschafft: das Haus als letzte materielle Grundlage für

das Heim existiert nicht mehr. Die Leiterin versprach sich von dem ‚Schritt zurück‘, ihre Organisation in Frieden auf andere Weise weiterführen zu können.

Spätestens mit Einberufung des Strafverfahrens schieden sich die Geister in Freund und Feind gegenüber der Leiterin, was für mich als Praktikantin nicht gerade einfach war. Auf der einen Seite schien eine Parteinahme für das Projekt Euphemia angesichts der Säuberungspraktiken städtischer Politik offensichtlich – auf der anderen Seite wurden auch innerhalb der Szene nichtstaatlicher sozialer Arbeit immer mehr Stimmen laut, die der Leiterin bezüglich ihrer Arbeit Eigenbereicherung und Unseriösität vorwarfen. Das Arbeitskollektiv setzte sich fast geschlossen aufgrund mangelnder Lohnauszahlung von der Leiterin ab – ohne Hoffnung auf andere Möglichkeiten der Arbeit und Existenzsicherung.

Nicht nur allen anderen, sondern auch mir als Praktikantin kam so der Rahmen für meine Arbeit abhanden. Das entstandene Loch, in dem ich mich fand, füllte sich dann aber nach und nach mit neuen Anforderungen und Positionen: Aus Interesse an den sozialpolitischen Bedingungen sozialer Arbeit begleitete ich sporadisch die Versuche der Leiterin, sich durch Sponsoren-Suche neuen Boden unter

den Füßen zu verschaffen und wurde so zu einer ‚Spezialistin aus dem Westen‘, die vorgezeigt werden konnte. Gleichzeitig verfolgte ich das weitere Schicksal einiger ehemaliger Bewohnerinnen, die mit ihren kleinen Kindern Zuflucht bei Euphemia gefunden hatten. Ich besuchte sie in dem Krankenhaus, in das sie einquartiert wurden, zu Hause und in einem anderen Heim.

Plötzlich fand ich mich inmitten strategischer Handlungen und Beziehungsgeflechte verwickelt: Als ‚West-Bonus‘ bekam ich von der Leiterin das Angebot, bei einem neu geplanten Verein Euphemia Mitgründerin und Mitarbeiterin für die konzeptionelle Arbeit zu werden. Von einem westlichen Sponsoren-Club wurde mir ein bezahlter Job angeboten, um zweckgebundene Spendengelder, die für Euphemia gesammelt wurden, zu verwalten. Da ich gute Kontakte zu den ehemaligen Bewohnerinnen hatte, sollte ich das Geld – umgesetzt in soziale Hilfe – unmittelbar an die Frau bringen. Einer Leiterin mit anhängendem Strafverfahren und quasi fehlender Organisation wollte man das Geld anscheinend nicht so gerne überlassen. Nun war es aber da – und die Frauen sollten zu ihrem Recht kommen.

Die neuen Entscheidungen betrafen mein persönliches Leben und den beruflichen Weg – eine Orientierungs-

krise löste die nächste ab. Während ich mich in Deutschland an das allgemeine Image einer diskutierenden, aber unwissenden und für die Praxis unfähigen Universitäts-Studentin schon langsam gewöhnt hatte, kam der hier an mich herangetragene Spezialistinnen-Status doch etwas holterdipolter.

Da ich befürchtete, meine Diplomarbeit und mein langjähriges Studium (noch dazu mit Kind) niemals zu beenden, wenn ich den Quasi-Fulltime-Job intensiver Einzelfallhilfe angenommen hätte, sagte ich den Angeboten ab – außerdem wollte ich mich von dem deutschen Club nicht für dessen Zwecke und damit auch gegen die Leiterin des Frauenhauses instrumentalisieren lassen, denn schließlich implizierte die Verwaltung des Geldes und der Einzelfallhilfe ein Mißtrauen gegenüber der Leiterin.

Nicht nur ich war in dieser Situation des Gerangels um Geld potentieller Pluspunkt für alle Seiten, sondern vor allem auch die ehemaligen Bewohnerinnen von Euphemia. Während in Deutschland die entsprechenden Seiten in der Regel froh sind, ihr soziales Klientel los zu sein, galt hier die Devise: 'je mehr Klientel, desto mehr Macht', d. h. je mehr Hilfsbedürftige ich in meinem Schlepptau habe, desto mehr Druck kann ich auf eventuelle Sponsoren

oder städtische und staatliche Einrichtungen ausüben. In Rußland müssen soziale Probleme in persona 'gezeigt' werden – in Deutschland werden sie auf Papier verhandelt.

Die Frauen und Mädchen aus Euphemia wurden so zu einer ständigen Zielscheibe von Umwerbungen: Mitarbeiterinnen einer städtischen Zufluchtstätte versuchten durch Versprechungen, die Frauen zu sich zu holen, um der unliebsamen Leiterin mit ihrer Organisation den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Die Leiterin versuchte, die Frauen in ihrem Einflußbereich zu halten, um weiterhin die Existenz ihrer Organisation vorzuweisen.

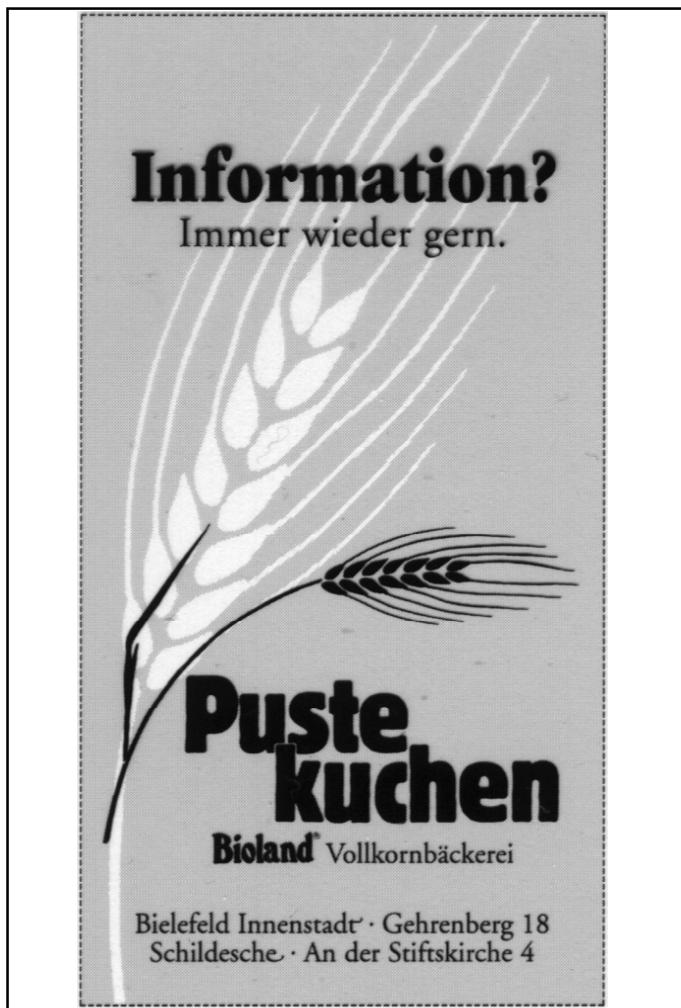
Ich wunderte mich, wie sehr die politischen Konflikte von persönlichen Beziehungsgeflechten und persönlichen Konflikten durchzogen sind. Nach dem Motto 'eine russische Organisation ist so gut und lebt so lange wie ihre Leiterin' wurden auch die Konflikte vor allem zwischen den Leitungspersonen ausgetragen: Zwischen der Leiterin von Euphemia und der Leiterin einer städtischen Zufluchtstätte, die die Frauen und Mädchen zu sich holen wollte. Gegenseitige Diffamierungen und gerichtliche Anklagen bildeten permanente Nebenschauplätze des Konflikts, wobei jeweils versucht wurde, die ehemaligen Bewohnerinnen zu instrumentalisieren.

Einige traten in Radiosendungen auf, um darzustellen, wie schlecht es ihnen in der einen Einrichtung ging, andere verfaßten schriftliche Darstellungen darüber, wie sie von den Mitarbeiterinnen der anderen Organisation unter Druck gesetzt worden wären. Nach und nach teilten sich die Frauen und Mädchen zwischen den beiden Seiten auf. Für die Entscheidung spielten vor allem Beziehungsaspekte eine große Rolle (wo ist meine Freundin?, Verpflichtungsgefühle gegenüber der Leiterin, Glaube und Vertrauen auf tatsächliche Hilfe).

Die Konflikte, das Gerangel um Geld und Anerkennung wird bis zum jetzigen Zeitpunkt fortgeführt. Das Strafverfahren gegen die Leiterin persönlich sei eingestellt worden, bzw. hätte nie wirklich existiert – wie nach Angabe der Leiterin von offizieller Stelle mitgeteilt wurde – sondern nur ein Verfahren zur Überprüfung der finanziellen Verhältnisse Euphemias. Die Leiterin versucht weiter für sich und ihre Frauen und Mädchen, die jetzt im Sommer alle auf der Familienfarm der Leiterin leben, eine stabile Finanzierung zu finden. Der Club steht bisweilen hilflos mit seinen Spendengeldern da. Die Stadt versucht weiter, nichtstaatliche Heime zu schließen und deren Ideen und Grundlagen zu vereinnahmen: geplant ist, in dem Haus eine städtische Zufluchtstätte für Mädchen und junge Mütter einzurichten – eine ab-

solute Neuheit auf dem Markt städtischer Sozialarbeit.

Nicht zuletzt kann auch so gegenüber den beträchtlichen Finanzierungsprojekten der EU und anderen westlichen politischen Institutionen in natura gezeigt werden, wohin die Gelder für Straßenkinder-Projekte fließen: in städtische Einrichtungen. •



Fragebogen

Richard Münch
Otto-Friedrich-Universität
Bamberg

Wie kam es zu Ihrem Entschluß, Soziologe zu werden? Verbinden Sie Ihren Entschluß mit einem bestimmten Erlebnis oder einer bestimmten Einsicht?

Ich wollte Journalist werden und dachte, daß man dazu die Gesellschaft kennen muß, über die man als Journalist in der Regel schreibt. Die Soziologie schien mir dazu im Vergleich zu anderen Disziplinen (z.B. Germanistik, Geschichte, Politikwissenschaft, Volkswirtschaftslehre) den umfassenderen Zugang zu bieten. Das sehe ich auch heute noch so.

Geben Sie bitte drei Literaturtips, die Sie einem/einer Studienanfänger/in ans Herz legen würden, um Interesse am Fach Soziologie zu wecken.

Alexis de Tocqueville, Über die Demokratie in Amerika;
Max Weber, Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus;
Emile Durkheim, Der Selbstmord

Nennen Sie eine neuere Publikation, die Sie für lesenswert halten. Begründen Sie Ihre Auswahl bitte.

Robert Reich, The Work of Nations, New York 1991 (deutsch: Die neue Weltwirtschaft, Frankfurt a.M. 1993). Zeigt nachhaltig die sozialen Probleme der Globalisierung auf.

Was ist Ihr (nicht wissenschaftliches) Lieblingsbuch?

Hermann Hesse, Das Glasperlenspiel

Welche Theorie hat Ihrer Meinung nach den maßgeblichsten

Einfluß auf die heutige Soziologie gehabt?
Funktionalismus

Wer ist für Sie der oder die bedeutendste noch lebende Soziologe/ Soziologin?
Robert K. Merton

Sind Soziolog/innen Intellektuelle?
Ja, wenn sie in der Öffentlichkeit als solche gesehen werden

Was würden Sie einem/r Soziologiestudenten/in zur Gestaltung seines/ihres Studiums empfehlen? Worauf sollte er/sie Ihrer Meinung nach achten?
Lesen, lesen, lesen. Schreiben, schreiben, schreiben. Mehr Gelegenheiten zu Referaten wahrnehmen, als die Studienordnung vorschreibt. Unbedingt vom ersten Semester an im Seminar mitdiskutieren. Kontakt zu den Dozenten suchen. Eine Identifikation mit dem studierten Fach aufbauen.

Welche Zusatzqualifikationen halten Sie für besonders wichtig?

Die wichtigsten Vorqualifikationen in der Schule für das Studium der Soziologie werden in Deutsch und Mathematik erworben. In Deutsch sollte man argumentieren und schreiben, in Mathematik logisch denken lernen. Die gewünschte Zusatzqualifikation, die während des Studiums erworben werden soll, hängt vom Berufsziel ab. Wer eine akademische Karriere plant, sollte im Nebenfach Philosophie studieren, wer eine praktische Karriere plant, sollte Nebenfächer wie BWL, Wirtschaftsinformatik, Personalwirtschaft, Arbeits- und Sozialrecht oder Marketing belegen.

Gibt es Arbeitstechniken, die für Ihre Arbeit besonders zentral oder charakteristisch sind? (Wie lesen Sie Texte, wie verfassen Sie welche etc.)
Man sollte möglichst schnell viel lesen, um sich einen

Überblick über ein Forschungsfeld zu verschaffen, die wesentlichen Argumente herausziehen, sich nicht in unwesentlichen Details verlieren. Dann muß man sich ein klares Ziel setzen: Was will ich beweisen? Anschließend nur die wichtigsten Schritte bis zum Ziel bestimmen, keine zu sehr detaillierte Gliederung ausarbeiten, weil sonst beim Schreiben nur noch Punkte abgehakt werden, aber kein stringenter Argumentationszusammenhang entsteht, die Gedanken von der Gliederung gefesselt werden und sich nicht entfalten können. Man muß sich immer wieder zum Schreiben zwingen und einfach anfangen, sich auf den ersten zwei Seiten festschreiben, es dann laufen lassen und erst aufhören, wenn es physisch absolut nicht mehr geht. Die Gedanken kommen in der Regel erst beim Schreiben und durch das Schreiben. Eine Sache hat man in der Regel erst richtig erfaßt, wenn man sie schriftlich fixiert hat. Ich kann nur Mut zum Schreiben machen. Um etwas zu lernen, Fortschritte zu erzielen, muß man Fehler begehen. Aus bloßem Lesen und Denken können keine Fehler entstehen. Lesen und Schreiben muß Hand in Hand gehen. Wer zu wenig liest, dem fehlt Wissensbasis. Wer nur liest und nicht schreibt, der kommt zu keiner Erkenntnis.

Wie nehmen Sie die Fakultät für Soziologie in Bielefeld wahr? Inwieweit kennen Sie die Bielefelder Soziologie oder Bielefelder Soziolog/innen?

Ein Großfachbereich, der viel Ressourcen in Anspruch nimmt, die auch anderswo gut gebraucht werden könnten, was dem politischen Geschick des Fakultätsgründers Helmut Schelsky zu verdanken ist, der später der Fakultät im Groll den Rücken gekehrt hat und zum Antisozziologen wurde. Wer böswillig ist, könnte aus dieser Geschichte herauslesen, daß man den Spaß an der Soziologie verliert, wenn man von zu vielen Soziologen umgeben ist. Es läßt sich aber auch nicht leugnen, daß aus dem reichhaltigen Bielefelder Quell eine große Zahl wichtiger Beiträge zur Entwicklung der Soziologie hervorgegangen sind. Vor zu viel soziologischem Eigensinn schützt aus-

serdem das ZiF.

Außerdem fällt mir zu Bielefeld noch ein, daß es dort einen Kult geben soll, der seine Anhänger die soziale Realität nur noch als eine Ansammlung autopoietischer Systeme sehen und jeden Aufsatz mit der Feststellung beginnen läßt, die moderne Gesellschaft sei funktional in autopoietische Systeme differenziert. Das ist ein wunderbares Beschäftigungsprogramm für Soziologen, weil sich endlos Fragen anschließen lassen. Die Soziologie wird so zum autopoietischen System par excellence. Sie reproduziert sich vollkommen aus sich selbst heraus. Die Soziologie konnte so zu einer reinen Indoor-Veranstaltung gemacht werden, die unabhängig davon gedeiht, welche Witterung draußen herrscht. Im Interesse der Beschäftigungssicherung der Soziologen sollten wir alles dafür tun, daß uns der Kult erhalten bleibt.

Was gefällt Ihnen an Ihrem Beruf besonders und was stört Sie an ihm?

Die im Vergleich zu anderen Disziplinen umfassendere Sicht der Gesellschaft, die darüber hinaus erlaubt, in vielen Grenzbereichen mit anderen Disziplinen zu kommunizieren, finde ich an der Soziologie am attraktivsten.

Was mich am meisten stört, ist die immer wieder auftretende Klage über angebliche Fehlleistungen und Unzulänglichkeiten des Faches. Ich meine, wir brauchen uns vor anderen nicht zu verstecken.

Wenn Sie heute anfangen würden, Soziologie zu studieren, welche Universität würden Sie als Studienort wählen? Warum?

Bamberg.

Weil die Studierenden dort ein ausgewogenes Verhältnis von Theorie und Empirie und ein reichhaltiges Angebot an Ergänzungsfächern vorfinden, ohne daß das Ganze überdimensioniert wird. Ich glaube, diese Eigenwerbung machen zu dürfen, weil ich selbst erst vor gut einem Jahr von Düsseldorf nach Bamberg gegangen bin.

Wenn Sie heute die Möglichkeit hätten an einer Universität in einem anderen Land als Student ein Auslandssemester zu absolvieren, wo würden Sie dies gerne tun? Warum?

University of California, Los Angeles.

Hochrangiges Department in der Stadt, wo man die Zukunftsprobleme der USA hautnah erleben kann (bei stets sonnigem Wetter dazu).

Hätten Sie sich vorstellen können, in einem anderen Berufsfeld als der Wissenschaft als Soziologe tätig zu sein?

Journalismus, Politik oder Personalmanagement

Wie sieht Ihr Kontakt zu 'Ihren' Studierenden aus? Was für ein Verhältnis würden Sie sich wünschen?

Versuche für die Fragen und Probleme der Studierenden stets zugänglich zu sein.

Gute Kommunikation wie bisher.

An welchen Projekten arbeiten Sie zur Zeit, mit was für Fragen beschäftigen Sie sich?

(1) Probleme der sozialen Integration im Verhältnis von Globalisierung und Europäisierung einerseits, nationalistischen und regionalistischen Gegenbewegungen andererseits.

(2) Veränderungen von Kultur, Lebenswelten, Politik und Wirtschaft im Zuge der Entwicklung zur globalen Informations-, Kommunikations- und Mediengesellschaft •

WIR TAUCHEN TIEF INS ARCHIV

Kulturausschuß

Fachschaft Soziologie

Bielefeld, 7. Nov. 84

An den

Asta der Uni Bielefeld

Referat für Aktion & Kultur

- WIR sind die Basis und wir wollen die Macht -

I. Zur Lage

Die Verhältnisse sind vollkommen klar! Der Studiengang Soziologie an der Uni Bielefeld richtet sich nach den Wünschen, Vorstellungen und Bedürfnissen der Studenten. Kein Wunder, handelt es sich doch um einen Reformstudiengang an einer Reformuniversität. Alle sind aufgeschlossen und links und progressiv und wollen nur das Beste, über grundlegende Fragen, die Revolution betreffend, ist man sich auch einig, alles Bestens. Nicht nur die Studenten sind so, nein, auch die Mitglieder des Lehrkörpers, so weit links überholt worden wie hier bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht, nicht mal auf dem Frankfurter Kreuz, denn auf bundesdeutschen Autobahnen hat selbst die linkeste aller Fahrspuren ein Ende (Ich vermute der Kapitalismus trägt daran, wie eigentlich an allem, die Schuld).

Letztens hat mir einer erzählt, wir würden an der größten Soziologiefakultät der Welt studieren¹. Monströs groß ist sie auf jeden Fall, ein richtiges ausgewachsenes Monster. Das Vorlesungsverzeichnis ist ungemein dick, eigentlich gibt es nichts, was es nicht gibt. Außer Noten und Leistungs- und Konkurrenzdruck so etwas, so etwas gibt es nicht, höchstens im Diplom und auch dann nur auf Wunsch! Freuet euch, der freien Entfaltung eurer Fähigkeiten und Talente steht nichts im Wege, ist es nicht schön?

Die Identifikation mit dem Fach klappt optimal gut, man rennt in die Seminare und hinterher wird in der Unihalle rumgesessen. Alle 1303 Soziologiestudenten (Stand WS 83/84) sind selbstverständlich auf der Soziologentreppe zu finden, dem Ort der Kommunikation, hier kommt es zu den menschlichen Begegnungen.

Die Verhältnisse sind beschissen, nur man kriegt es nicht zu packen. Wer oder was ist schuld ?

Die Dozenten? Kann nicht sein, bei den Jammertiraden bzgl. der Studiensituation die obligatorisch zu Beginn bzw. Ende eines jeden Semesters in den Seminaren erzählt werden, ganz unmöglich, die Wehmut, die den Raum erfüllt bei den Erinnerungen an 68, das läßt nur den Schluß zu, Dozenten sind die größten Studentenfreunde wo gibt, wer anderer Meinung ist, ist Kapitalist.

Die Prüfungsordnung ist supergut, das Angebot toll, die Dozenten prima Kerle, der weibliche Teil des Lehrkörpers (der Feminist würde sagen: "die frauliche Teil von die Lehrkörperin") dem Restfeminismus in der BRD immer 2 - 3 Schritte voraus, also warum

1 Ein Praxisbeitrag zur Analyse der Entehung von Gerüchten (*Tippfehler im Original*)

läuft es nicht ?

Keiner weiß warum, mit Ausnahme des Lehrkörpers, dieser verschwindend geringen Minderheit an der Fakultät, der weiß es, ist auch klar, das sind nämlich alles Soziologen und ein guter Soziologe weiß immer wer Schuld hat, wofür hat er sonst seinen Titel gekriegt ? Ein Soziologe ist Kritikfähig und verfügt über Urteilskraft. Nur bei dem Merkmal Selbstkritikfähigkeit scheint eine negative Korrelation zu dem Merkmal ' Dauer des Innehabens des akademischen Grades Diplomsoziologe, Dr., Prof., und weiß der Geier was es noch so alles gibt ' vorzuliegen. Diese lieben Leute wissen es: Die Studenten sind schuld weil die nämlich nicht intrinsisch motiviert sind, deswegen kloppt das ganze schöne Modell nicht.

Alles Klar ?

II. Zur Überwindung der Verhältnisse

Was ist spannender, Denver-Clan oder Hochschulpolitik ?

Mit traditionellen Polit-Mitteln ist der Situation nicht beizukommen.

Diese Uni muß erst wieder zu einem Lebensraum werden. Die Einteilung Uni = Wissen ins Hirndrückenlassen & Verwaltungsangelegenheiten und dann nix wie ab nach Hause gehört auf den Müll. Weil es in diesem Technokratenbau Uni Bielefeld keine wirklich zur Kommunikation einladenden Plätze gibt, und weils einfach besser ist, deswegen gibt es den

KULTURAUSSCHUSS

Wir sprengen den Rahmen!

Als ersten Schritt zur Inbesitznahme der Macht durch die Basis haben wir uns das Cafe Chaos unter den Nagel gerissen. Der Raum kriegt eine komplett neue innenarchitektonische Gestaltung verpaßt. Dafür liebe Leute von Asta brauchen wir die DM 1000.- . Stufen zum Draufsitzen werden den Raum an drei Seiten ausfüllen, zum Draufsitzen selbstverständlich, eine verkachelte Theke, ein paar Klapptische und -stühle brauchen wir auch noch. Denn vor dem Fenster Beton und drinnen Sofagemütlichkeit, da muß man ja schizophoren werden.

Und dann wird der Laden eröffnet. Tagsüber, von Montag bis Freitag soll er seine Kommunikationsfunktion durch regulären Cafebetrieb erfüllen. Kreative Getränke (und Speisen?) seltene Zeitschriften Ausstellungen (Wachsaufnahmen an den Wänden), werden die Ästhetik des Raumes zu einem Gesamtkunstwerk ergänzen. Eine geplante PR-Kampagne wird die Kunde untere Volk tragen.

Die Gestaltung des Raumes bietet allen Formen von Kleinkunst (Kabarett, Musik, Theater, Sketchen, Prämierung des dümmsten Spruches des Monats, u.a.w.) Platz. Filme und Dize können gezeigt werden. Durch die Stufen passen viele Leute rein und trotzdem ist noch Raum für Aktion da. D.h. der freie Platz in der Mitte ist multifunktional nutzbar.

Wir werden uns bemühen ein Veranstaltungsprogramm auf die Beine zu stellen, bzw. wir hoffen daß viele Gruppen von sich aus nach dem Raum verlangen um ihren Kulturschein zu machen. Die Lehrforschungen der Entwicklungssoziologen könnten Länderabende gestalten mit Dize Musik, Getränken, Information zu dem besuchten Land.

Seminaren würde der Raum für gelungene Feten zur Verfügung stehen. Wir haben gehört, daß sich eine Theatergruppe gründen will. Das neue Cafe soll einfach jedem, jeder, Gruppe wie auch Alleinunterhaltern, die Möglichkeit bieten sich in einer lockeren Atmosphäre zu treffen bzw. gemeinsam etwas zu unternehmen oder mit einem interessierten Auditorium in einen spannenden Interaktionsprozeß einzutreten. Wer weiß schon wirklich wieviel Dynamik in der Basis steckt? Einen Versuch ist die Sache allemal wert.

So long,

euer Kulturausschuß

HINWEISE FÜR AUTOREN

Abgabe von Texten nur auf Diskette; die Texte sollten in Times (zehn Punkt) gesetzt werden; Hervorhebungen durch Fett oder Kursiv, nicht durch Unterstreichungen; Zeilenabstand sollte einzeilig bzw. zehn Punkt sein; der Text sollte linksbündig gesetzt werden; es sollte nicht getrennt werden und keine automatische Trennfunktion benutzt werden; die Texte sollten als Word-Perfect- oder Word-für-Windows-Dateien (bis Version 6.0) gespeichert werden; die gespeicherten Dateien sollten als Namen die Artikelüberschrift verwenden (wenn möglich voll, sonst gekürzt); bitte nicht zwei Versionen der gleichen Datei auf einer Diskette speichern, sondern nur die endgültige Version; Tabellen als Ausdruck beilegen; Zahlwörter: eins bis zwölf ausgeschrieben; Gedankenstriche (das sind die, die an Stelle von Kommata stehen!) sollten von zwei Leerzeichen eingerahmt sein, sämtlichen anderen Satzzeichen folgt ein Leerzeichen; die Texte sollten korrekturgelesen sein; Adresse und Telefonnummer für Rückfragen bitte beilegen.

Erstes Redaktionstreffen:

Mittwoch, 25. Juni 1997, 14 Uhr, L3-126;

Redaktionsschluß:

Montag, 3. November 1997.

HINWEIS FÜR FÖRDERER

Wir haben jetzt auch ein Konto: Daniel Tech, Kto.-Nr. 43 72 96 07, Sparkasse Bielefeld, BLZ 480 501 61. Da wir keine unbedingten Professionalisierungstendenzen haben, freuen wir uns sehr über finanzielle Zuwendungen. Sie und Ihr tragt damit dazu bei, daß wir die Herausgabe des Magazins auch noch in Zukunft bewältigen können.

gelesen

„Der Stil nun, der Gefahr läuft, durch seine langen verwickelten Sätze selbst den gutmütigsten Leser zu verprellen, tatsächlich doch in seinem Aufbau die komplexe Struktur der sozialen Welt wiederzugeben sucht, und dies mittels einer Sprache, die Disparates zu einer - in sich zugleich durch eine rigorose Perspektive hierarchisierten - Einheit fügt, verdankt sich dem Willen, die traditionellen Formen des Ausdrucks aus Literatur, Philosophie und Wissenschaft so weit wie möglich auszuschöpfen, um auf diese Weise, um auf diese Weise nicht nur Dinge zu Wort kommen zu lassen, die bislang daraus de facto oder de jure verbannt waren, sondern auch jedes abgleiten der Lektüre in die Vereinfachungen des weltläufigen Essayismus oder der politischen Polemik zu hintertreiben.“

Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede, S. 14

Aus der Unix-Einführung des Regionalen Rechenzentrums für Niedersachsen, Erfolgsrezept eines Benutzers: „Ich verdanke meinen Erfolg im Umgang mit der EDV den Ratschlägen, die ich von Kollegen nicht angenommen habe.“

„Die Nähe in der die leichte Musik ihnen [den Massen] auf den Leib rückt, verletzt mit der ästhetischen

Distanz die Menschenwürde.“
Theodor W. Adorno

Aus dem Fachschaftsprotokoll vom 8.2.1988: „Die studentischen Vertreterinnen Karin Taube und Bettina Mann der AG IIIa (Pol. Ökonomie/Wirtschaftssoziologie) sind seit mindestens einem Jahr nicht in den AG-Sitzungen aufgetaucht. Ein neuer Vertreter hat brennendes Interesse...“

„... Paradigmenwechsel und ähnlich spektakuläre soziologische happenings ...“
G. Schulze, aus: Berger/Hradil: Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile; Soziale Welt, Sonderheft 1990, S. 407

Autopoesie

gehört

„Ich sprühe vor Geist.“
Gerhard Wagner

„Unsere eigentliche Absicht war es, aus dem Montag einen Dienstag zu machen.“
Hans-Jürgen Andreß

„Alle Systeme koppeln!“
Blofeld in Diamantenfieber

Rudolf Stichweh erläutert den Differenzbegriff bei Bateson am Beispiel von *heute regnet es, gestern nicht:* „Es könnte ja sein, daß wir eine Exkur-

sion machen und uns die Systeme im Freien angucken wollten und das nicht geht, weil wir keine Regenschirme dabei haben.“

„Das ist das Problem: Wir machen da Entwicklungseingriffe mit Paradigmen, die möglicherweise ostwestfälisch sind.“
Manfred Glagow

geschrieben

„Wir wollen alles wissen und alles beherrschen, damit wir es nach unserem Geschmack verändern können. Deshalb haben Generationen von Soziologiestudenten Marxismus studiert. Und? Nichts begriffen, nichts beherrscht.“

Wolfram Siebeck, Japan ist überall - Exotisch zu essen ist das eine, exotisch zu kochen das andere. Die exotische Küche zu verstehen ist unmöglich. Kopieren Sie etwa, was im Inneren Ihres Computers abläuft?, Zeit-Magazin Nr. 17/97

gegessen

„Pita Burger oder Peter Berger wie sie wollen, ...“
Stefan Hirschauer, *sozusagen* Nr. 1/97



Ich kann länger als Du.

sozusagen.